

DEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 24.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 21. Juni 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Versorgt.

Novellette von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

Sie lernten sich an der Dtsche kennen, wo Herr von Preisnitz, Assessor und Lieutenant der Reserve, sich von einer langen Refonvalescenz, die ein Sturz mit dem Pferde ihm auferlegt hatte, erholen sollte, und der Geheime Regierungsrat a. D. Bollmar Linderung für sein Nervenleiden suchte. Henriette Bollmar, der Kürze halber Etta genannt, begleitete ihn, denn einer andern Pflege als der seiner Tochter hätte der alte Herr sich nie anvertraut.

Der Assessor langweilte sich. An den paar jungen Schönen, die den Strand und die Kurkonzerte bevölkerten, hatte er sich längst satt gesehen, und eine andre Unterhaltung gab es in dem entlegenen, kleinen pommerischen Seebade nicht. Den größten Teil des Tages hing er in seiner Hängematte unter den Bäumen, gähmend und murrend, während sein Diener ihm handweise die abgestandene Leihbibliothek des Ortes zutrug.

„Schere dich zum Henker, Kunz, mit den sämtlichen Schmöfern!“ fuhr er ihn an. „Sie sind alle alt wie Methusalem.“

In der Nähe auf einer Bank, wo es still und schattig war, las Fräulein Bollmar ihrem alten Vater vor. Der Assessor sah die beiden dort täglich sitzen. Sie fielen ihm durch ihre Zurückgezogenheit auf. An diesem langweiligen Nachmittag ärgerte er sich über das junge Mädchen, das weder besonders schön noch gefällig war und einen doch mehr interessieren konnte als der ganze übrige Damenstolz. „Um, so eine sympathische, kleine Pflegerin liebe ich mir auch gefallen,“ dachte der verwöhnte, junge Herr. „Das hat andre Hände und eine andre Stimme als mein Tolpatsch Kunz.“ Wie hübsch sie vorlas! Schade, daß er so weit ab lag!

Als er seinen Diener so ungnädig ansah, schaute Fräulein Bollmar von ihrem Buche auf. Lächelte sie nicht? Das fehlte noch, daß sie sich über ihn lustig machte! Sie wechselte ein paar Worte mit ihrem Vater, dann — wahrhaftig, sie kam zu ihm gegangen.

„Wir haben hier einen eben erst erschienenen bedeutenden Roman,“ jagte sie freundlich, ohne die übliche „mädchenhafte“ Befangenheit in solchen Fällen. „Papa läßt fragen, ob wir Ihnen damit dienen können.“

Natürlich, er hat darum, obgleich er das Buch, wie er sich rasch überzeugte, längst gelesen hatte. Die Bekanntschaft war gemacht.

Von dem Tage an langweilte der Assessor sich nicht mehr. Er durfte sich dem alten Geheimrat anschließen und zuhören, wenn Etta vorlas. „Was für ein liebreizendes, sanftes Geschöpf sie ist!“ dachte er dann. Und wenn er mit ihr geplaudert hatte, staunte er über ihre Belesenheit, ihr sicheres Urteil und ihre klugen, ernstern Bemerkungen. Er war in seinem flotten Junggesellenleben an diese Art von Mädchen nicht gewöhnt. Schöner und eleganter als Etta waren die Damen seiner Bekanntschaft zwar alle gewesen; aber bei keiner hatte er sich so wohl gefühlt, und vor keiner hatte er so viel Hochachtung gehabt.

Zuweilen kam es vor, daß Papa Geheimrat sich beim Vorlesen von dem Rauschen der See in den Schlummer lullen ließ; dann schloß Etta das Buch, und die jungen Leute plauderten leise oder träumten schweigend in den kühlen Park hinaus, den das Meer umschmeichelte.

Einnmal, als Etta den Geheimrat wieder in den Schlaf gelesen hatte, fühlte sie die Blicke des Assessors forschend auf sich ruhen. Es verursachte ihr Herzklopfen.

„Möchten Sie nicht auch?“ fragte sie lächelnd, mit einem Blick auf den Papa.

„Schlafen? Fällt mir nicht ein. Ich habe mit Ihnen zu reden. Rücken Sie, bitte, ein wenig näher, wir stören sonst den Papa. Ja? Bitte! — Mein Gott, ich heiße doch nicht!“

„Wer weiß? Wenn man Sie im Umgang mit Ihrem Diener beobachtet hat ... Und wenn gar die Langeweile Sie plagt, sind Sie am Ende zu allem fähig.“

Sie wich seinem sprechenden Blick hartnäckig aus; der

aber war stärker als sie und zog sie mit magnetischer Kraft an sich. Außerdem lag in der stillen, weichen Luft ein Zauber, den beide vergeblich fortzuschergen suchten. Ihn auf seinem „Faulenzler“ umfing er wie ein zärtlicher, weicher Arm, und vor seinem Geiste schwebte in leuchtenden Farben das Bild des Heuglücks, umflossen von dem stillen Glanz einer reineren, zuverlässigeren Liebe als derjenigen, die er bis dahin kennen gelernt ...

Wie es kam? Der Sonnenstrahl, der durch die grünen Wipfel brach und Ettas dunkelblondes Haupt verklärte, hat es nie verraten. Aber sie stand auf einmal da, liebevoll über ihn geneigt, und er hatte den Arm um sie gelegt.

„Sie haben mich erkannt, Etta!“ flüsterte er zärtlich, „ich bin imstande, einem armen Vater seine liebe Tochter zu stehlen.“

„Aus Langeweile?“ fragte sie erschrocken.

„Nein, aus Liebe — jenem guten, heiligen Empfinden, das einem ins Herz schreibt: eine Bessere und Treuere findest du auf der Welt nicht.“

Da leuchtete es in ihren Augen auf. Und wie ein Blitz traf ihn die Erkenntnis, daß dies sanfte, anspruchslose Mädchen einer großen, gewaltigen Liebe fähig sei. Fast erschreckte es ihn; aber hinterher fühlte er: wenn Liebe glücklich machte, würde er an Ettas Seite der Glückseligsten einer.

Der Geheimrat gab seine Einwilligung — allerdings etwas wehmütig. „Ja, lieber Herr von Preisnitz, mich müssen Sie schon mit in den Kauf nehmen. Denn ohne meine Etta — na, wer weiß, wie lange es noch dauert!“

„Aber, Herr Geheimrat!“ lachte der Assessor. „Wir rechnen sicher darauf, daß Sie Ihren hundertsten Geburtstag noch bei uns feiern.“

Trotzdem blieb der Geheimrat bei der Verlobung seiner Tochter sehr nachdenklich und bedrückt.

Später einmal jagte er zu Etta: „Es ist doch ein Trost für mich, daß du versorgt bist, wenn ich einst die Augen schließe. Hast du den Albrecht sehr lieb?“

Sie nickte nur; aber aus ihren Augen brach derselbe große, leuchtende Strahl, der ihren Verlobten überrascht hatte. Da wußte der Vater genug ...

Ettas Verlobung erregte bei ihren Berliner Bekannten ungeheures Aufsehen. Wie kam das unbedeutende, ziemlich vermögenslose Mädchen nur zu diesem schneidigen Bräutigam? Also im Seebade hatte sie sich ihn geangelt! Ja, Glück muß der Mensch haben, dann braucht er weder hübsch noch geistvoll zu sein! Und die Jüngste war des Geheimrats Tochter am Ende auch nicht mehr! Man erinnerte sich, daß sie schon gute sieben Jahre ihren alten Vater pflegte; aus diesem Grunde hatte man sie auch wohl so selten in Gesellschaft gesehen.

Diese und ähnliche Bemerkungen las Etta in den Mienen mancher Freunde und Bekannten, die sie zu ihrer Verlobung beglückwünschten. Einzelne der jüngeren Freundinnen hätten sie am liebsten ausgefragt, wie sie es denn eigentlich angestellt hatte. Etta lächelte still in sich hinein. „Die Liebe nimmt immer nur den geraden Weg zum Herzen,“ dachte sie.

In den Unruhen und Verbindlichkeiten, die die Verlobung ihr auferlegte, sehnte sie sich oft an den stillen Strand zurück, wo sie drei eine Welt für sich gebildet hatten, in die kein unberufenes Auge drang. Dort hatte Albrecht ihr wirklich gehört, hier in der Großstadt bekam sie nur von ihm, was man ihr in seinem großen Umgangskreise übrig ließ. Als die Gesellschaftsaison eröffnet wurde, durfte sie froh sein, ihn ein paarmal in der Woche auf ein Stündchen bei sich zu sehen. Die Leute rissen sich um den flotten, jungen Herrn. Außerdem arbeitete Albrecht im Ministerium und war Mitglied



Strandtoilette.

Beschreibung Seite 295.

verschiedener Klubs, die ihn mehreremal im Monat für sich reklamierten.

"Gott sei Dank!" sagte der Geheimrat, als das Brautpaar alle offiziellen Besuche erledigt hatte.

"Aber, Papa, wir sind noch nicht ein einziges Mal in größeren Gesellschaften oder im Theater gewesen!" warf der Professor verwundert ein.

Gelegentlich hat Etta ihren Verlobten, doch nicht vor Papa so viel von Vergnügungen zu sprechen, und wohin er sie noch überall führen wolle.

"Na, daran wird er sich gewöhnen müssen, Schatz! Bei euch scheint's übrigens umgekehrte Welt zu sein: hier hat die Tochter den Vater verwöhnt.

Er war verstimmt. Etta hörte es aus dem Ton seiner Stimme. Sie widersprach daher nicht.

"Papa hat eine so schlechte Nacht gehabt, Liebster, daß ich heut' abend nicht fort möchte," entgegnete sie niedergeschlagen.

"Zimmer das alte Lied!" brummte er ärgerlich. "Wir müssen uns doch mal der Deffentlichkeit präsentieren, sonst glaubt man am Ende garnicht an unsre Verlobung."

Aus dem Nebenzimmer rief der Geheimrat: "Bist du da, Albrecht! Komm doch herein und sag' mir guten Morgen."

Der alte Herr saß in seinem Armstuhl und las die Zeitung. Er bebt an allen Gliedern. Das machte die schlechte Nacht — oder die Anwesenheit des jungen Herrn im Salon.

Der Professor begrüßte ihn flüchtig: "n Morgen, Papa! Sie sehen ja brillant aus. Begreife Etta nicht, die ewig zu jorgen hat.

Er sah nach der Uhr. "Bald elf. Ich muß aufs Amt. Also, Etta! Ich hole mir nachmittags noch Bescheid."

Den Abend ging er allein in die Premiere. Erst im Theater fiel ihm ein, daß er noch einmal bei seiner Braut hatte vorprechen wollen.

In ihr Liebesglück mischte sich dennoch ein bitterer Schmerz. Der Hausarzt hatte ihr nicht länger verschwiegen, daß in dem Zustand ihres Vaters bedenkliche Symptome aufgetreten seien;

"Na, weißt du," verzetzte er unmutig, "ich bin sonst kein Barbar; aber du machst dich doch allzusehr zur Sklavin deiner kindlichen Liebe."

So selten ihr Verlobter jetzt auch kam, der Geheimrat bekam ein nervöses Zittern, wenn er ihn nur hörte.

Und Etta, die gequält zwischen den beiden lieben Egoisten stand, mußte ruhig und heiter erscheinen, wenn sie vor Angst und Kummer nicht ein noch aus wußte.

Das beruhigte den Kranken schließlich. "Du wirst gut bei ihm aufgehoben sein," sagte er veröhnt.

Einem braven Menschen darf das Herz nicht brechen: was wird sonst mit seinem Leben, seinen Pflichten? Eine unglückliche Liebe — lieber Himmel, das ist nur einer von den vielen Schicksalschlägen, denen die Frau ausgesetzt ist.

Da begab es sich, daß der alte Herr, der mit der Miene höchsten Erstaunens grüßte, "Gemeinlicher Regimentskamerad," erklärte Albrecht.

Den selben Abend trafen die beiden Herren zufällig im Theater zusammen. "Also das war der unsichtbare Schatz?"

Albrecht verbat sich solche Späße. Aber es kam eine Zeit, da er sich im stillen selbst darüber wunderte.

Was er darauf geantwortet — er mochte nicht daran denken; denn es trieb ihm die Röthe der Scham ins Gesicht.

Mitleid und Gewissensbisse trieben ihn tags darauf zu seiner Braut. Als sie einander gegenüberstanden, schauten sie sich stumm ins Gesicht.

"Wie geht es Papa?" fragte er mit erzwungener Teilnahme, während sich zwischen ihn und seine Braut ein glänzendes Frauenbild schob, das ihn unwiderstehlich zu einem Vergleich mit dem vergrämten, kleinen Mädchen da zwang.

Er erschraf. Sollte man ihr schon etwas hinterbracht haben? "Nicht besser als anderswo," sagte er mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

Wie geht es Papa? fragte er mit erzwungener Teilnahme, während sich zwischen ihn und seine Braut ein glänzendes Frauenbild schob, das ihn unwiderstehlich zu einem Vergleich mit dem vergrämten, kleinen Mädchen da zwang.

Ich fürchte, es ist wenig Hoffnung, erwiderte sie traurig. Da schoß es ihm durch den Sinn: "Das wäre die erste Lösung!"

Aber dann wurde Etta ja seine Frau! Er hörte die näselnde Stimme des Lieutenants und sah die blitzenden Augen der Baronessa.

Er erschraf. Sollte man ihr schon etwas hinterbracht haben? "Nicht besser als anderswo," sagte er mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

Zum Glück wurde jetzt im Nebenzimmer heftig geklingelt. "Das ist Papa," sagte Etta unruhig. "Willst du ihn sehen?"

Er ergriff seinen Hut. "Ich habe keinen Augenblick mehr Zeit. Bitte, entschuldige mich. Und grüße ihn schön! Wenn irgend möglich, komme ich gegen Abend noch heran."

Er kam aber nicht. Die Höflichkeit machte es ihm zur Pflicht, sich persönlich nach dem Befinden seiner Kotillontänzerin zu erkundigen.

Eine Woche voll Angst und Bangen verging für Etta. Ihr Verlobter ließ sich nicht sehen, obgleich sie ihm geschrieben hatte, wie schlecht es um ihren Vater stiehe.

Jeden Morgen suchte Etta mit fast ängstlicher Hast unter den eingelassenen Postfächern. Die Sehnsucht nach dem Geliebten machte sie krank.

Sie dachte daran, ihrem Verlobten zu schreiben: "Komm! Ich vergehe vor Sehnsucht nach dir!" Aber ihr jungfräuliches Empfinden lehnte sich dagegen auf.

Ja, wenn er sie liebte! Und da auf einmal kamen die häßlichen Zweifel, die sie nun wie Geister verfolgten — bei Tag und Nacht.

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Da trat ihr zum erstenmal Thränen in die Augen. "Habe Geduld, lieber Albrecht! Uns bleibt ein ganzes Leben — dem armen Vater aber nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Nebenzimmers bemerkbar. Die Thür that sich auf, und der Geheimrat schleppte sich keuchend über die Schwelle.

Entsetzt über sein Erscheinen, eilte Etta hin, nur ihn zu stützen.

"Nicht? So, ich dachte. — Was das bloß mit meinen alten Beinen ist! Nicht von der Stelle wollen sie mehr."

Es war einer von seinen asthmatischen Anfällen, die ihn in letzter Zeit immer häufiger heimsuchten.

Sie durfte in ihrem Entsetzen nicht um Hilfe rufen; es würde ihn nur erschreckt haben.

Aber er blieb schlaff liegen, und nach Luft ringend flüsterte er: "Ich glaube, es geht zu Ende."

"Papa!"

"Nicht — nicht weinen, nicht grämen! Du bist ja versorgt. Das bißchen Sterben wird mir nicht schwer. Ja, wenn ich dich schutzlos, unverjort wüßte —"

Sie durfte in ihrem Entsetzen nicht um Hilfe rufen; es würde ihn nur erschreckt haben.

Er sollte in Frieden sterben, der arme, gute Vater.

"Ach, wenn er hier wäre —" ächzte der Geheimrat. "Ich wollte ihm ans Herz legen, meine Tochter gut zu halten — wie sie's verdient. — Aber er thut's auch so, Etta. Nicht wahr, Kind? Ein so ehrenhafter, zuverlässiger Mann —"

Etta sank auf die Knie, und in diesem Augenblick der höchsten Not lichteten sich die Schmerzenswolken über ihrer ringenden Seele.

Und wie ein Wiederkehren von ihrem Lächeln breitete es sich über das erstarrte Antlitz des Sterbenden.

— E n d e . —

Max Liebermann.



Nachdruck verboten.

in ähnliches Schicksal, wie Fritz von Uhde, der andre Führer der naturalistischen Richtung in der modernen deutschen Malerei, hat Max Liebermann gehabt: beide mußten schwer und lange um ihre Anerkennung kämpfen.

Max Liebermann zeigt äußerlich ganz den südländischen Typus: er hat die feine, leicht gebogene Nase und die großen, lebhaften, dunklen Augen der Südländer.

Er steht auch in seiner Kunst der Art Menzels innerlich am nächsten. Er ist von allen, die zur jüngeren Generation gehören, der einzige, der dem alten Meister nach seinem eigenen Wort imponiert hat.

Und das ist auch Liebermann. Man darf sich dadurch, daß er viel malerischer als Menzel sehen gelernt hat in der Schule der Fremden, nicht täuschen lassen: seine Stärke ist die Zeichnung.

rücken, als es nach den für uns so bedeutenden Verschiedenheiten heute geschieht, so wird sie ihn schärfer von Uhde trennen, mit dem wir ihn jetzt zusammen zu nennen pflegen. Für Uhde, der ganz Empfindungsmensch ist, ist alles nur Mittel, was für Liebermann Selbstzweck ist. Uhde hat denn auch immer wieder versucht, auch äußerlich vom Naturalismus loszukommen, oder hat wenigstens bei andern Bildern die Schilderung auf das Notwendige beschränkt. Liebermann kam seinem ganzen Wesen nach daran nie denken. Uhde geht vom Stoff aus und sucht einen Anhalt in der Natur, Liebermann geht vom Natureindruck aus. Das ist auch wohl der Grund, weshalb Uhde noch nicht zur Meisterschaft in der Form gelangt ist.

Als Maler ist Liebermann von vornherein in den schärfsten Gegensatz zu der in seiner Entwicklungszeit, den Jahren, die uns noch durchweg herrschenden Schönfarbigkeit getreten. Er suchte die Wahrheit. Zuerst meinte er sie bei Munkacz zu finden, an dessen schwarzes, erdiges Kolorit sein Erstlingswerk erinnert. Es sind die „Gänserupferinnen“, mit denen der fünfundsingzigjährige Künstler im Jahre 1874 debütierte und die sich jetzt im Besitz der Berliner Nationalgalerie befinden.

Aber schon im nächsten Jahre ging er nach Paris und fand dort, was er suchte, in den Werken der Fontainebleauer, namentlich bei J. F. Millet. Es waren diese französischen Maler die ersten, die sich von dem künstlichen Atelierlicht emanzipierten und das Licht in der Natur beobachteten. Gerade in diesen Jahren wurde das Problem von den Impressionisten unter Manet noch entschiedener betont, von dessen Bild „Plein air“ („Freies Licht“) die ganze moderne Schule Richtung und Namen empfing.

Von Paris aus gelangte Max Liebermann nach Holland, das seitdem sein Studiengebiet und sein Motivenschatz geworden ist: der Himmel Hollands läßt mit seiner etwas dicken, dabei schimmernden Luft die Flächen stark hervortreten, die Umrisse verschwinden, anders ausgedrückt: er giebt den Dingen malerischen Reiz. Für schöne Farben im Sinne der alten Schule bot freilich die Bauerntracht in dem zerstreuten Licht, das die Richtung Liebermanns bevorzugte, keine Gelegenheit. Sein Kolorit wurde wie das des Holländers Josef Israels, der eine ganz ähnliche Entwicklung durchgemacht hatte und ähnliche Motive malte, etwas schmutzig grau. Dafür bot eine Art Ersatz die wunderbar reiche Nuancierung der wenigen Grundfarben, die seine Lebendigkeit in der Darstellung von Luft und Licht.

Mit der Delfarbe arbeitet Liebermann nicht so mühelos und geistreich wie mit der Kohle. Das frische Hinfreihen ist ihm versagt, er trägt die Farbe dick, meist mit dem Spatel auf, klebt zwei, drei und mehr Schichten übereinander, sodaß die Farbschicht fast zum Relief wird. Er giebt nicht nach, bis alles da ist, was er will, aber Glanz und Leuchtkraft ist so nicht zu erzielen. Freilich paßt der matte Ton zu seinen Motiven.

Diese Motive sind durchaus nicht heiter. Er liebt es, die Menschen in ihrer Alltäglichkeit darzustellen. Meist unter dem Druck ihrer Arbeit in einer trüben Natur. Da erhebt er sich oft zu monumentaler Größe, wie in den „Nestlerinnen“ (Kunsthalle zu Hamburg) oder in der „Frau mit der Ziege“ (Neue Pinakothek zu München). Die Nestlerinnen arbeiten am Strand bei heraufziehendem Wetter: der dunkle Himmel, das Gewichte, ich möchte beinahe sagen, auch das Salzige der Seeluft, ist wundervoll getroffen. Auf dem andern Bilde weidet eine ärmliche Frau ihre Ziege in trostlos kahlen Sanddünen. Gern giebt Liebermann auch den stillen, etwas melancholischen Frieden eines Altmänner- oder Waisenhauses wieder.

Auf diesen Bildern ist ihm manch sonniges Fleckchen gelungen, das freundlich und idyllisch anmutet. Ausgesprochen heiter, auch in den Farben freudiger, ist sein „Münchener Biergarten“, den das Musée Luxemburg in Paris angekauft hat. In kleineren Arbeiten der letzten Jahre macht sich ein Umschwung bemerkbar: das Kolorit des Künstlers wird farbiger. Auch die „badenden Knaben“, die in Deutschland noch nicht ausgestellt waren, zeigen Ähnliches. Bemerkenswert ist noch das brillante Bildnis des Hamburger Bürgermeisters Peterlen in der Amtstracht.

Auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Dresden wurde Liebermann mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet, und wohl zu beachten ist, daß der Liebermann-Saal der gegenwärtigen Berliner Kunstausstellung einen Hauptanziehungspunkt bildet. Fritz Stahl.

Aphorismen.

Nachdruck verboten.

Mancher genießt nur deshalb Achtung und Ansehen, weil er bisher keine Gelegenheit hatte, den guten Glauben, den man von ihm hat, Lügen zu strafen.

* * *

Uebertriebene Tugenden sind wie ein abgekehrtes Zugpferd — im entscheidenden Momente versagen sie.

* * *

Zu der einen Richtung einen Vorsprung haben, will oft nichts andres sagen, als in allen andern Richtungen im Rückstande sein.

* * *

Mancher muß erst sterben, um den guten Freund zu finden, der sich seiner annimmt.

Rud. Maria Schubert.

Die modernen Verkehrsmittel.

Flauderei von D. Haef.

Nachdruck verboten.

Eine der größten Thaten des nun zur Rüste gehenden neunzehnten Jahrhunderts ist die gewaltige Entwicklung des Verkehrs und seiner Mittel. Nicht nur alles, was damit in direkter Verbindung steht, auch unsere Lebensweise, unser Denken und Fühlen erhielt dadurch eine ganz neue Prägung. Für die Lebensänderung ließe sich der Nachweis leicht führen; denn er ist in jedem Haushalt mehrfach vorhanden. Aber auch für die unserer Sinnesänderung siele es nicht so schwer, wie es dem ersten Blick scheinen mag, und ein vergleichendes Nachdenken ließe uns bald erkennen, wie eng verbunden der den Anfang unsres Jahrhunderts charakterisierende



Max Liebermann.

Kosmopolitismus und sein jüngerer Widerpart, der Nationalismus, mit der Verkehrsentwicklung unsrer Zeit sind.

Die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts zeigen uns Geburt und Wachstum der beiden heute noch vorherrschenden Verkehrsmittel: Eisenbahn und Dampfschiff. Beide hatten bekanntlich mit dem Uebel zu kämpfen, das sich jedem menschlichen Fortschritt entgegenstellt: Furcht vor Neuerung und Beschränktheit der Zunftgelehrten. Als die erste Dampfbahn in England errichtet werden sollte, galt die Idee selbst für wahnsinnig, die Möglichkeit, dreißig Kilometer in der Stunde fahren zu können, für absurd. Und als dies doch erreicht wurde, allen Schwierigkeiten, die künstlich geschaffen wurden, zum Trotz, da konnten gelehrte Männer ganz ernstlich die Behauptung aufstellen, eine derartige Fahrgeschwindigkeit müßte die menschliche Gesundheit vernichten! Aber schon wenige Jahrzehnte später brauste der Schnellzug mit dreifacher Schnelligkeit dahin, und die neuen elektrischen Vollbahnen in Amerika, welche 60—70 englische Meilen in der Stunde zurücklegen, fahren wieder anderthalbmal so schnell wie unsre heutigen Blitzzüge.

Einer der berühmtesten Mathematiker seiner Zeit, Daniel Bernoulli, wurde im Jahre 1753 von der Pariser Akademie der Wissenschaften für eine Schrift preisgekrönt, in der er den Beweis führte, daß es unmöglich sei, einen Mechanismus herzustellen, der bei der Schiffsbewegung die Kraft des Windes erzeugen könnte. Zum Glück ließen sich aber die Männer der That von solchen Urteilen nicht abschrecken, und nach zahlreichen, mehr oder minder gelungenen Versuchen konnte 1807 der Amerikaner Fulton den ersten wirklich brauchbaren Dampfer „Clermont“ eine Probefahrt nach dem Hudson machen lassen.

Als wenige Jahre später der Gedanke auftauchte, eine Dampferverbindung zwischen Europa und Amerika herzustellen, galt dies nicht minder als eine lächerliche Absicht, und der englische Professor Lardner konnte 1818 in seinen Vorträgen unter allgemeinem Beifall erklären: „Der Gedanke, eine Dampfschiffahrt zu unternehmen, gleicht vollkommen dem, eine Reise nach dem Mond für ausführbar zu halten.“ Und schon ein Jahr später wurde eine derartige „Mondfahrt“ ausgeführt: der Dampfer „Savannah“ fuhr in einunddreißig Tagen von Georgia nach Liverpool, allerdings auch mit Benutzung von Segeln. Heute wird der Dcean zwischen Europa und Amerika in fünf bis sechs Tagen durchkreuzt, und gegenwärtig wird das auf der Weltausstellung zu Chicago ausgestellt gewesene Projekt verwirklicht, wonach es möglich sein wird, diese Reise bereits in drei und einem halben Tag zurückzulegen.

Eine „schwimmende Stadt“ zu bauen, wie es mit dem 1852 begonnenen Riesenschiff „Great Eastern“ versucht wurde — das Schiff war 207,25 Meter lang, 25,14 Meter breit und konnte viertausend Passagiere aufnehmen — erwies sich allerdings als verfehlt, immerhin bildete aber dieses Unternehmen einen Wendepunkt in der Schiffsbaufunft, der uns zu den fast mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Doppelschraubendampfern der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft“ und den modernen Prachtschiffen des „Norddeutschen Lloyd“ führte. Auch die verhältnismäßig kleinen Flußdampfer bieten heute einen Komfort, der noch vor Jahrzehnten unmöglich schien. Mehr noch gilt das von den mit Durchgängen, Schlafwagen, Speiseisalon u. s. w. ausgestatteten Eisenbahnzügen, die uns ganz verzeihen lassen, daß wir uns in dem engen Raum eines Wagens befinden.

Von nicht geringer Bedeutung sind auch die — in Italien besonders häufigen — Kleinbahnen, welche für den großen Verkehr minder wichtige Punkte verbinden und das Reifemittel früherer Jahrzehnte, die Postkutsche, fast ganz verdrängt haben. Als deren Abzweigung können wir die für manche Großstädte noch bedeutenden Pferdebahnen betrachten. Es ist jedoch kaum mehr zu bezweifeln, daß hier der Pferdebetrieb in ganz kurzer Zeit überall durch die Elektrizität ersetzt sein wird, wie es ja grotzenteils schon geschehen ist oder geschieht.

Es läßt sich sogar annehmen, daß die Elektrizität, die Wundersee des neunzehnten Jahrhunderts, auch unsern großen Eisenbahnbetrieb sehr bald umgestalten wird, wobei sich die Bequemlichkeit allerdings mehr in der Schnelligkeit und Häufigkeit der Fahrt, als in den Mitteln, die während der Fahrt benutzt werden können, äußern dürfte; denn so ungeheuer lange Züge, wie die robuste Dampfkraft dahin führt, wird der gezähmte Blitz wahrscheinlich nie bewältigen.

Ein ähnliches Ergebnis dürfte die endliche Lösung eines Problems ergeben, das heute mehr als je viele Kluge und auch manche Narren beschäftigt: das der Luftschiffahrt nämlich. Der Ausdruck ist eigentlich nicht ganz richtig, denn es handelt sich hier um einen Flug durch die Luft, doch sei dem lieben Brauch sein Recht gelassen. Jeder Tag bringt uns neue Kunde von Erfindungen auf diesem Gebiet, sodaß wir hoffen dürfen, auch diese Schwierigkeit noch zu überwinden. Dann wird es uns möglich sein, unbehindert von Berg und Bühl, von Strom und Moor, das Reiseziel auf dem kürzesten Wege und ungehinderter als sonst zu erreichen. Aber wir dürfen nicht daran denken, während einer solchen Fahrt alles das zu finden, was uns gegenwärtig einer der luxuriösen Cyper- und Blitzzüge bietet, wo mit Raum und Gewicht auch nicht annähernd so sehr gekarrt werden muß.

Wie vieles ließe sich noch aufzählen, was zur Bequemlichkeit des modernen Verkehrs gehört! Nicht in letzter Reihe wären hier zu nennen die Bergbahnen, die uns mittelst Drahtseilen oder Zahnradern zu Höhen emporführen, zu denen wir früher nur mühsam zu Fuß oder auf dem Rücken vorsichtiger, zuweilen auch recht störriger Sauntiere gelangen konnten. Ferner die Befiegerin des Telegraphen: das Telephon, eine der zur Wahrheit und Wirklichkeit gewordenen Hyperbeln früherer Tage.

Doch verlassen wir diesen umfangreichen Gegenstand, dessen ausführliche Erörterung sich zu einer Kulturgeschichte der jüngsten Zeit ausweiten müßte, um einen kurzen Ausblick auf diejenigen Verbesserungen zu halten, die in unsrer Zeit durch die Entwicklung der Verkehrsmittel entstanden sind, oder wenigstens durch sie wesentlich beeinflusst wurden. Vor allem müssen wir im Auge behalten, daß nun nicht nur die Menschen, sondern auch deren Güter einander näher gerückt sind.

Eine Missernte, einst ein schweres Unglück gleich einer tod- und verderbenbringenden Seuche, kann heute nur noch als arges Uebel gelten, das uns wenigstens nicht mehr mit der höhlängigen Hungersnot drohen kann; denn der Ueberfluß andrer glücklicherer Gegenden ist meist bald herbeigeschafft, und die Arbeit von heute oder morgen macht ihn bezahlt.

Ferner ist es jetzt erleichtert und möglich gemacht worden, daß vorzügliche Produkte andrer Länder selbst dem Minderbemittelten nicht mehr fremd bleiben. Man ist heute im Norden eine Apfelsine fast so wohlfeil wie in Messina, kennt und benützt die Vorzüge der Lebensweise im Westen auch schon im fernsten Osten.

Die Gasthöfe von ehedem, die Mehr ein notwendiges Reiseübel waren als eine wirkliche Raststelle, unbequem und oft auch unsauber, wo man nehmen mußte, was eben vorhanden war, und die scheinbar gutmütige Vertraulichkeit des Wirtes in vielen Fällen nichts andres war als eine belästigende Neugierde, sind an den wesentlichen Verkehrspunkten modernen Hotels von internationaler Beschaffenheit gewichen, ausgerüstet mit allen Vorzügen der Technik und eingerichtet, um die verschiedenartigsten Ansprüche und Geschmacksrichtungen zu befriedigen. In einem Augenblick befördert uns der Personenzug in die Höhe und erpart uns das mühevollere Treppensteigen. Sprachkundige Bedienstete sind rasch bei der Hand, um den Willen des fremdsprachigen Gastes verständlich zu machen, ihm mit Rat und That zur Seite zu stehen. Dichte Teppiche dämpfen auf Treppe und Flur die Schritte, verschaffen Ruhe dem, der Ruhe braucht. Alles ist gut durchleuchtet und durchwärmt. Ein Druck erhellt elektrisch unsre Stube. Ein Hebeldruck läßt die Wärme der Centralheizung herbeiströmen. Breite und genügend lange Bettstellen (wie sie der Reisende früher nur in England oder Frankreich finden konnte) laden zur erquickenden Ruhe ein, und wir brauchen nicht mehr leuzend die schmalen, kurzen Betten zu betrachten, aus denen man sich morgens wie mit zerschlagenen Gliedern erhob. Die Vorzüge dieser Wohnungsverbesserungen haben den bequemeren modernen Hausgeräten übrigens in Deutschland und auch anderwärts eine Stelle selbst im kleinbürgerlichen Hausstand gesichert.

Und wie vieles ließe sich noch sonst anführen! Sehr viel haben wir hier den reisenden Engländern zu verdanken, wobei allerdings nicht geleugnet werden kann, daß ihr Wunsch



Defilieren türkischer Kavallerie vor dem Sultan.

Abdul Hamid und sein Hof.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Hierzu die Abbildungen auf S. 292 und 293.

Nachdruck verboten.

Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel ist die Türkei wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Nicht minder der „Beherrscher der Gläubigen“ selber, dessen Bild, von der Parteien Haß und Gnuß verwirrt, mehr als zuvor die Köpfe politischer und unpolitischer Zeitgenossen erfüllt. Sultan Abdul Hamid, am 22. September 1842 geboren, hat die Regierung am 31. August 1876 angetreten. Unre Abbildung (Seite 293) giebt eine zu jener Zeit aufgenommene Photographie des Radschah wieder, der sich seit der Thronbesteigung nicht mehr hat photographieren lassen.

Wenn Sultan Abdul Hamid das Zeitliche einmal geegnet haben wird, so dürfte ihm die Nachwelt keinen treffenderen Beinamen geben können, als „der Vielgeschmähte“. Denn nur wenige Herrscher sind im Laufe ihrer Regierungszeit im Auslande das Ziel so heftiger Angriffe, so zahlreicher Schmähungen gewesen, wie der jetzige Inhaber des sechshundertjährigen Kalifenthrones. Allein wenn der Sultan auch manche unheilvolle Maßregel auf seinem Gewissen hat — er ist doch entschieden weit besser als sein Ruf, und man braucht garnicht lange in seiner Hauptstadt zu verweilen, um aus Hof- und diplomatischen Kreisen eine Menge schöner Züge von ihm zu hören, ja vielleicht selbst der Aufmerksamkeiten teilhaftig zu werden, die er, ein wahrer orientalischer Fürst, mit vollen Händen spendet.

Freilich erhält der Durchschnittsbesucher Stambuls nur selten Gelegenheit, dem Radschah näher zu treten, ja ihn auch nur zu sehen; denn mehr als seine 33 Vorgänger schließt sich Abdul Hamid von der Außenwelt ab. Die angestammte Sultanresidenz, das alte Serail, wird von ihm nur äußerst selten besucht. Auch die am Bosphorus gelegenen feenhaften Paläste Dolmabahdiche, Tischeragan, Beglerbeg u. s. w., die seinen unmittelbaren Vorfahren als Residenz gedient haben, hat er aufgegeben und sich eine Stunde weit von Stambul, auf den Höhen von Yildiz, einen neuen Palast gebaut, dessen Umfassungsmauer er nur selten verläßt.

Darf man sich über diese Abschließung wundern? Die Geschichte des osmanischen Fürstenhauses giebt die beste Antwort. Wie viele seiner Vorgänger sind durch Palastintrigen oder durch die Herrschsucht ihrer eigenen Brüder aus dem Leben geschafft worden! Von der ganzen langen Reihe von Großsultanen sind kaum ein halbes Duzend eines natürlichen Todes gestorben. Der Dheim des jetzt regierenden Sultans, Abdul Aziz, wurde ermordet, und sein Bruder und Vorgänger, Murad V., wurde schon nach dreimonatlicher Regierung abgesetzt. Es ist also einfach Selbstverteidigung, was Abdul Hamid zu dieser gewiß unfreiwilligen Abschließung veranlaßt.

Nur bei ganz seltenen Gelegenheiten kann der fremde Besucher Konstantinopels den Großherrscher zu Gesicht bekommen, und zwar umgeben von seinem prächtigen Hofstaat. In früheren Jahren waren diese Gelegenheiten häufiger; denn der Sultan pflegte sich zum Selamlık jeden Freitag in eine außerhalb des Palastes gelegene Moschee zu begeben. Inzwischen wurde eine neue Moschee ganz nahe dem Yildiz-Kiosk erbaut, und nur wenige Bevorzugte erhalten die Erlaubnis, der feierlichen Aufahrt beizuwohnen. Unre Abbildung (Seite 293) zeigt die schöne Moschee der Sultana Valide in Ortaği an den Ufern des herrlichen Bosphorus, gerade unter dem Yildiz-Kiosk gelegen, wo der Sultan bis in die letzte Zeit das Selamlık abhielt. Wie gern würde er wohl auch diese Zeremonie aufgeben, wenn er nur könnte! Allein seit Sultan Murad I. im Jahre 1361 auf den Wunsch des Imams diesen Freitagbesuch der Moschee eingeführt, haben ihn alle seine Nachfolger im Laufe des verfloffenen halben Jahrtausends genau befolgt. Sultan Mahmud I. küßte ihn sogar mit dem Leben; schwer krank bestieg er sein Ross, um das Selamlık abzuhalten, und als er in seinen Palast zurückkam, fiel er an der Pforte tot

nieder. Ebenso ließ Sultan Osman III. die Warnungen seiner Aerzte unbeachtet, und in der Nacht nach dem Moscheebesuch gab er seinen Geist auf. Häufig kam es in der blutigen Geschichte des Stambuler Serails auch vor, daß die Großen des Palastes den Tod ihres Gebieters eine Zeitlang geheim hielten, um ihre Intrigen zu schmieden. Fanatische Türken pflegen deshalb heute noch das Selamlık mitzumachen, um sich durch den eigenen Augenschein zu überzeugen, daß der Großer wirklich am Leben sei.

Unter Abdul Hamid ist der Glanz lange nicht mehr so groß; ja, könnten die alten Sultane Ibrahim oder Selim oder Bajazed aus ihren Gräbern aufstehen, sie wären entsetzt über die Einfachheit, mit der sich ihr Nachfolger heute beim Selamlık dem Volke zeigt. Freilich versammelt sich an der Moschee noch immer alle Großen des Reiches, die Paschas und Hofwürdenträger, Generale und Adjutanten in ihren glänzenden Uniformen. In langen Reihen sind Equipagen aufgeföhren, welche die tief verkleideten Haremsdamen des Sultans und die Prinzessinnen bergen, bewacht von Eunuchen zu Pferde. Die halbe Garnison wird aufgeboden, und die verschiedensten Truppen, Albanesen, Lunefier, Sudanesen, Juaven, in malerischen Uniformen besetzt in doppelten Reihen die Straßen, die der Radschah durchzieht.

Trompetensignale, Trommelwirbel, die Sultanshymne, gespielt von verschiedenen Musikcorps, verkünden die Annäherung des Großherrscher. Voran eine Schwadron Lanzenreiter, dann der Großer allein, auf einem prachtvollen Schimmel, aber nicht mehr mit dem mächtigen weißen Turban und juwelenbesetzten Gewändern, wie sie in der Schatzkammer des alten Serail die Bewunderung aller Besucher erregen, sondern in einem langen, schwarzen, bis an den Hals zugeknöpften Gehrock, hellen Beinkleidern, auf dem Haupte die rote Türkenmütze. In einer gewissen Entfernung folgt ihm ein glänzender Stab von Generalen und Adjutanten, mit goldstrotzenden Uniformen, mit Sternen besetzt.

Vor der Moschee steigt er vom Pferde, die grünen Fahnen senken sich, die Musik spielt, und aus Tausenden Kehlen ertönt der Ruf: „Radschah-Tschok yasha!“ (Es lebe der Radschah!) Vom Imam empfangen, betritt der Sultan die Moschee, um eine halbe Stunde dort im Gebet zu verweilen. Häufig pflegt er zu Wagen nach dem Yildiz-Kiosk zurückzuföhren, wobei er selbst mit geschickter Hand die Pferde lenkt, während der Troß von Adjutanten und Würdenträgern hinter ihm her galoppiert. Zuweilen läßt er auch seine Eskorte an sich vorüberbestreiten, wie es unre in der Nähe der deutschen Botschaft aufgenommene Abbildung zeigt.

Glänzender als das Freitag-Selamlık ist das Fest des Hirkai Scherif, wenn am fünfzehnten Tage des Rhamadamonats der Sultan mit allen Prinzessinnen, den Sultansfrauen und dem ganzen Hofe sich nach dem alten Serail begiebt, um den Mantel des Propheten zu küßen. Aber die vielen Fremden, die Konstantinopel in diesem Jahre zur Rhamadanzzeit besuchten, um dieser Auffahrt beizuwohnen, wurden ebenso grausam enttäuscht wie die guten Türken selbst. Wohl wurden alle Vorbereitungen zu dieser glänzendsten Parade des Jahres getroffen, wie gewöhnlich, und am Hirkai-Scherifstage bewegte sich ein prunkvoller, meilenlanger Zug über die Sultana-Valide-Brücke hinüber zu dem alten Serail. Glänzende Equipagen, von Gardien und Eunuchen umringt, wechselten mit den Aufzügen der Minister, Generale, Gardien, Hofwürdenträger in der größtmöglichen Pracht. Viele Tausende von Truppen besetzten die Straßen, und hinter ihnen drängte sich die Bevölkerung Stambuls, um den Großherrscher zu erwarten oder eines der Gold- oder Silberstücke zu erhaschen, welche die Eunuchen der Sultanan-Mütter und der Prinzessinnen mit vollen Händen unter die Menge werfen. Allein der Sultan erschien nicht. Ganz im geheimen ließ er sich auf einer Nacht nach dem alten Serail überführen, und selbst als er in dem geheiligten Raume vor dem Mantel des Propheten war, verließ ihn die Furcht nicht. Seine Generale und Offiziere mußten, zum erstenmale in der Geschichte des Osmanischen Reiches, draußen ihre Säbel ablegen und durften nur ohne Waffen vor den Mantel treten, um dessen Saum zu küßen. Kammerherren wischten nach jedem Kusse mit einem Seidentuche den Mantel ab, und überreichten es dann dem Betreffenden zum Andenken.

Ebenso wie der Sultan gekommen, ebenso geheim kehrte er auf Umwegen nach dem Yildiz-Kiosk zurück. Der Hof, die Truppen und das ganze Volk hatten leeres Nachsehen.

Ein altes Volkslied sagt: „Der Sultan lebt in Saas und Braus“, aber wer sein Leben kennt, der würde gewiß nicht mit ihm tauschen wollen. Er, das geistliche Oberhaupt aller Mohammedaner, der absolute Beherrscher des Osmanenreiches, ist ein Spielzeug in den Händen der von ihm selbst geschaffenen Polizei, die ihn in seiner Furcht bestärkt, um sich unentbehrlich zu machen und den Herrscher zu beherrschen. Er legt nach Belieben Großveziere, Minister, Generale ein, die er auf einen Wink wieder in das Nichts zurückschleudern könnte, und diese Leute, seine Kreaturen, sind es, die er am meisten fürchtet; denn in ihrer Macht ist es, ihn abzusagen, gefangen zu nehmen, zu töten. Er erhebt den Scheich-ul-Islam auf seine hohe Würde, die höchste im Reich; aber andererseits ist es der Scheich-ul-Islam, der den Sultan auf seinem Thron bestätigen muß, der auch die Einwilligung zu seiner Beseitigung geben kann. In den Händen des Sultans liegt die weitestgehende absolute Macht über Wohl und Wehe von Millionen seiner Untertanen, liegen auch die reichsten Mittel und Gelegenheiten zur Befriedigung aller er-

nach heimlichem Komfort sich zuweilen recht rücksichtslos geltend machte. Wenn das Lob der modernen Hotels gesprochen wird, so verdient in erster Reihe der Schweiz, des Landes der Gasthöfe, gedacht zu werden. Allerdings giebt es auch anderwärts gleichwertige Einrichtungen, doch treten diese viel vereinzelter in Erscheinung, was wohl dem Umfande zuzuschreiben ist, daß dort zumeist Bergnütungsreisende verkehren, die mit größeren Ansprüchen herantreten.

Die zahlreichen Verbesserungen und Verschönerungen einzelner Orte sind gleichfalls ein Produkt des Verkehrs, sei es, daß die Bewohner auf dieser oder jener Reise nachahmenswerte Vorzüge kennen gelernt, sei es, daß im Streben, Fremde heranzuziehen, vieles errichtet wird, was sonst wahrscheinlich unausgeführt bliebe.

Freilich ließe sich einwenden, daß der angeführte Komfort in den Hotels doch nicht so allgemein vorhanden sei, daß er als Norm hingestellt werden könnte, ferner, daß dieser Komfort einen erheblichen Geldaufwand erfordere. Was den ersten Einwand beträfe, so wäre er dem Anschein nach richtig; doch ist zu bedenken, daß der Verallgemeinerung dieser Vorzüge keineswegs erhebliche Hindernisse entgegenstehen und daß sich die Wirte der Notwendigkeit, sie einzuföhren, ohnehin nicht lange werden entziehen können. Wir vermiffen eben das Notwendige leichter, als die zur Gewohnheit gewordene Bequemlichkeit. Was jedoch den Kostenpunkt betrifft, so ist dies ein großer, wenn auch noch sehr verbreiteter Irrtum. Man reißt heute weit wohlfeiler als je, und man kommt in großen, mit allem Komfort ausgerüsteten Hotels genau ebenso wohlfeil fort wie in kleinen und unbequemen Gasthöfen. Dort pflegt für alle Geldverhältnisse vorgesorgt zu sein, man muß eben nur zwanglos fordern, was man wünscht.

Zu den modernen Verkehrsmitteln gehört noch eins, das gerade in den jüngsten Tagen viel von sich reden macht: das Zweirad. Vorläufig dient dieses Instrument allerdings noch fast ausschließlich dem Sport, der hier nicht in Betracht kommt. Ob und wie bald es aber dem praktischen Verkehr in erheblichem Maße dienlich gemacht werden kann, ist nur noch eine Frage der Zeit.

Mehr noch gilt dies für die vielbesprochenen Stufenbahnen, von denen die vorjährige Berliner Ausstellung eine kleine Probe bot, die allerdings kaum recht ernst zu nehmen war. Nach diesem System hat eine Eisenbahn mit einer ununterbrochenen Wagenreihe um eine Stadt oder einen Bezirk zu kreisen, und der Aufstieg erfolgt derart, daß verschiedene Stufen von ungleichmäfiger, nach oben zunehmender Geschwindigkeit vorhanden sind, die der Fahrgast ohne Gefahr nacheinander besteigen kann, bis er die oberste mit den Siphonen erreicht hat. In derselben Weise erfolgt der Abstieg. Die oben genannten Beispiele zeigen zwar, wie vorsichtig man mit dem abprechenden „Unmöglich“ sein soll; aber, wenn umfangreiche Strecken und eine nennenswerte Geschwindigkeit in Betracht kommen sollen, so dürfte wohl die Stufenbahn, wenigstens nach dem vorhandenen System zu urteilen, noch den in weiter Ferne stehenden Verkehrsmitteln zuzuzählen sein.

Das schnellste Verkehrsmittel endlich, das uns thatsächlich mit Blitzschnelle hin über Feld und Flur zu föhren vermag, ist alt, sehr alt. Dies Verkehrsmittel ist die Phantasie, deren Reisen ins Land der Illusionen uns allerdings manchmal sehr teuer zu stehen kommen, der aber doch die Schöpfung aller unsrer modernen Kommunikationen zu verdanken ist.



Sultan Abdul Hamid.

Nach einer im Sommer 1876 aufgenommenen Photographie.

denklichen Wünsche und Genüsse; doch kann er nicht einmal die Bartracht seiner Höflinge abändern, ja er ist selbst Sklave von minutiösen Vorschriften, die sein ganzes Thun und Lassen einengen. Vom Adriatischen Meere bis an den Indischen Ocean, vom Sudan bis an die Donau wird sein Name von Millionen nur mit Ehrfurcht und Scheu genannt — und doch leben gerade in seiner Hauptstadt, rings um ihn Hunderttausende von Fremden, über die er nicht die geringste Gewalt hat. In Tausenden von Moscheen seines weiten Reiches flehen dieselben Millionen täglich den Segen Allahs auf ihren Padiſchah herab und beten für sein Leben — und doch kann er keinen Schritt aus seinem Palaste thun, ohne dieses Leben aufs Spiel zu setzen.

Merkwürdig ist, mit welcher Leidenschaft sich jeder Sultan, und so auch Abdul Hamid, an diesen Thron klammert, der für den Inhaber nur Sorgen, Unglück, Schrecken, Enttäuschungen mit sich bringt. Die ganze Ehrfurcht, welche die Großen des Reiches ebenso wie die Günstlinge des Hofes zur Schau stellen, gelten doch nur dem Thron, nicht dem Inhaber, und den Weihrauch, der dem Sultan gestreut wird, muß er mit seiner Ruhe, seinem Glück bezahlen. Obſchon ſouveräner Herr, ist er auf seinem Thron doch durch die Vertreter der Großmächte in unsichtbare, aber dafür desto mehr fühlbare Ketten gelegt, und wie er die Verſörperung des ganzen Türkenreiches ist, so fühlt er auch das verhängnisvolle Schickſal am tiefſten, das auf diesem Reiche ruht. Jeder Sieg seiner Waffen ist gleichzeitig eine Niederlage, jede Niederlage ist eine doppelte, fast jeder Schritt in Bezug auf das Ausland ist von dem Verlust einer Provinz begleitet. Seine Arbeit ist vergeblich; er mag thun, was er will: es geht mit dem Reiche, das er lenkt, doch immer rückwärts. Deshalb vielleicht auch seine nervöse Unruhe, sein Mißtrauen. Nur die ergebenſten Miniſter, Adjutanten und Sekre-

täre kommen mit ihm in Berührung. Er schläft ſelten in ſeinem kleinen, herrlichen Palaste, ſondern wechſelt plötzlich, mehrmals in der Woche, indem er bald in dieſem, bald in jenem der vielen Kioske wohnt, die in dem weiten, ſchattigen, blumen- und fontänenreichen Park verſteckt liegen, ohne daß ſeine vertrauteſten Diener von einer Stunde zur andern wiſſen, was die nächſte bringen wird.

Dabei iſt ſein Leben der Arbeit gewidmet. Er ſteht ſehr früh auf; nachdem er einen leichten Imbiß genommen, empfängt er ſeine Sekretäre, die ihm über alle Vorfälle Bericht erſtatten. Die geringſten Einzelheiten läßt er ſich erzählen: er erfährt die Ankuſt diſtinguierter Fremden, Brände oder Unglücksfälle in der Hauptſtadt, Geburtstage, Vermählungen, Geburten in verſchiedenen Familien und läßt dieſe nicht ohne Sympathiebezeugungen oder Geſchenke vorübergehen, die er auch angeſehenen Fremden bei ihrer Ankuſt zu überſenden pflegt. Der Sultan iſt in dieſer Hinſicht einer der aufmerkſamſten Monarchen, und Tausende von Fällen dieſer Art ſprechen von ſeinem guten Herzen und — von ſeiner Schlaueit.

Bis Mittag bleibt er mit ſeinen Sekretären bei der Arbeit. Dann wird das Fröhstück eingenommen, nach welchem der Sultan im Park Kaffee trinkt und — merkwürdigerweiſe nicht türkiſchen, ſondern amerikaniſchen — Tabak raucht, der ihm regelmäßig von dem früheren Mayor von Newyork, Hewitt, geſandt wird.

Die Nachmittagsſtunden bringt er in den weiten Parkanlagen gewöhnlich in Begleitung ſeiner Töchter zu, dann beſucht er die Vogelkäſſe, Menagerie oder die kaiſerlichen Stallungen mit den zweihundert herrlichen Araberperden, läßt ſich auf dem lauſchigen See, den er inmitten des Parks geſchaffen hat, ſpazieren rudern, oder geht mit ſeinen Kindern in die Vorſtellungen in dem kleinen Theater des Palastes. Um fünf Uhr nachmittags pflegt er auf den weitenlangen Wegen des Parks ſpazieren zu reiten oder zu fahren.

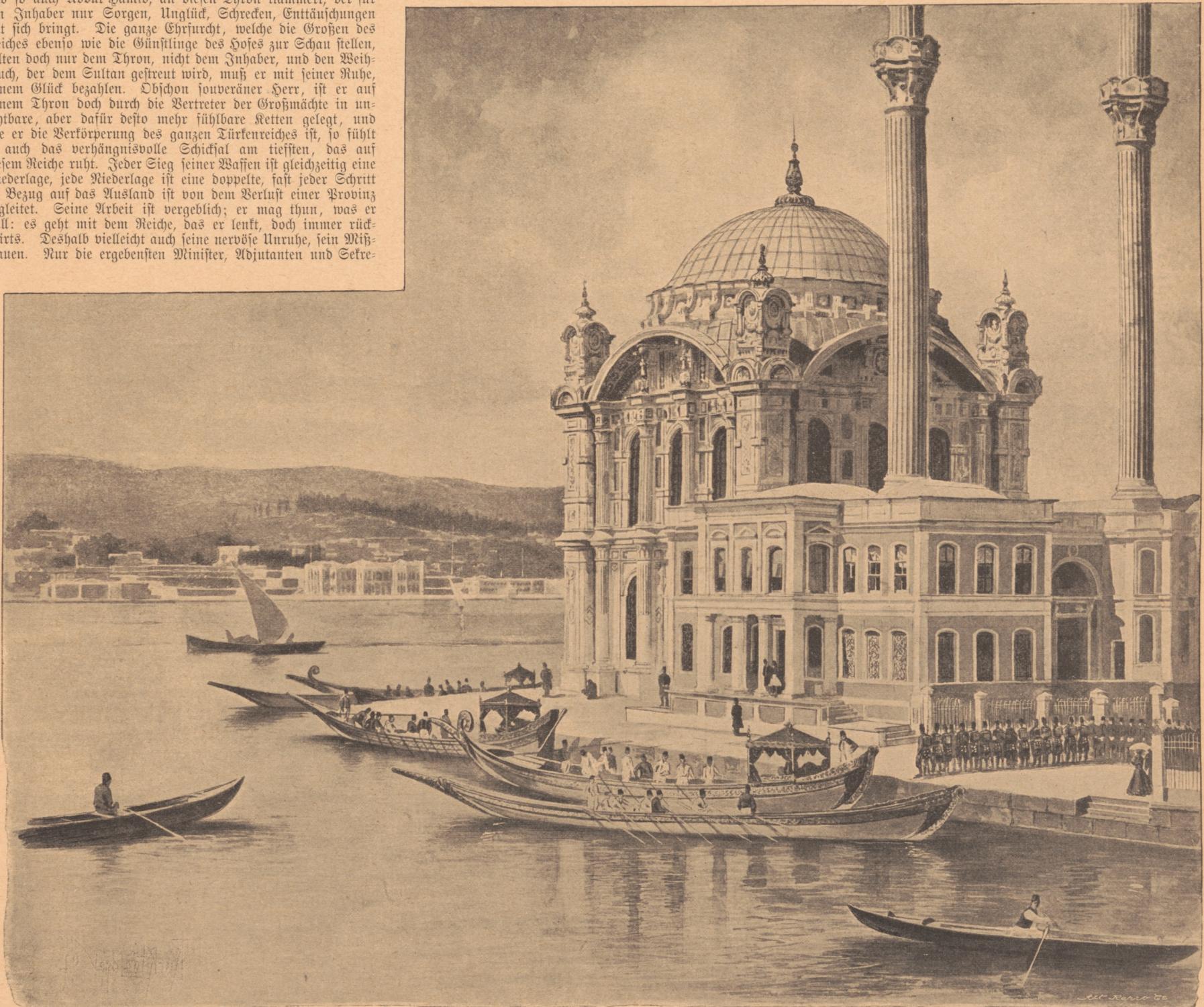
Das Diner wird nach europäiſcher Art um ſieben Uhr aufgetragen, und häufig ſieht der Sultan Gäſte bei ſich. Das Tafelgeſchirr iſt aus Gold und der Tiſch mit den koſtbarſten Geſäßen und ſeltenen Blumen geſchmückt. Europäiſche Damen werden zu den Dinern hinzugezogen, aber dann ſpeiſt der Großherr ſelbſt nicht mit, ſondern empfängt nur ſeine Gäſte und ſieht ſie nach dem Diner wieder beim Kaffee. Europäern werden die beſten Weine vorgeſetzt, der Großherr aber trinkt nur Waſſer. Sein erſter Kammerherr ſteht während der Mahlzeit hinter

ſeinem vergoldeten Armſtuhl und fungiert als Dolmetſcher. Die Dienerschaft trägt ſcharlachrote Livree mit goldenen Epauſletten. Die Tafelmuſik wird durch ein militäriſches Muſikkorps beſorgt, häufig unterhält der Sultan ſeine Gäſte auch nachher durch Muſik, Zauberkünſtler oder Taſchenſpieler.

Macht und Einfluß der oberſten Hofchargen haben unter Abdul Hamid ſehr abgenommen. An der Spitze der Regierung ſteht zwar immer noch der Großvezier, an jener der Hofverwaltung der Palastmarschall, indes wird heute alles vom Sultan ſelbſt geleitet. Die Hofämter werden nicht etwa wie im Abendlande von Mitgliedern des Adels bekleidet; denn ein ſolcher iſt in der Türkei ganz unbekannt. Jeder Bettler trägt hier in der That „den Marſchallſtab in ſeinem Torniſter“, und durch Kenntniſſe, Schlaueit und Fähigkeiten kann ſich jeder zum Großvezier emporſchwingen, ja vielleicht ſogar Schwiegerjohn oder Better des Sultans werden; die kaiſerlichen Prinzgeſinnen haben eben keine große Auswahl und müſſen, wenn ſie heiraten wollen, die Untergebenen des Großherrn zu Gatten nehmen. Während unter früheren Sultanen das Heer der Hofbeamten und Diener in den koſtbarſten Uniformen ſtrokte, werden dieſe heute nur bei ganz beſonders feſtlichen Anläſſen getragen; ſonſt iſt der ſchwarze, zugeknöpfte Gehrock und die rote Türkenmütze Vorſchrift, und nur die Kutſcher und Lakaien ſind in eine Art Livree nach ungarischem Schnitt gekleidet.

Kein Mann am Hofe darf Vollbart tragen; denn dieſer Schmuck iſt der Etikette zuſolge nur dem Großherrn geſtattet, der denn auch heute einen Vollbart trägt. Wenn demnach ein Hofbeamter entlaſſen oder in die Verbannung geſchickt wird, ſo lautet der Befehl des Großherrn gewöhnlich: „Der Betreffende möge ſich den Bart wachſen laſſen“.

Die Bewachung der lieblichen Geſchöpfe, die inmitten des herrlichſten Parks, inmitten aller erdenklichen Schätze und umgeben von glänzender Ueppigkeit, im Harem des Sultans ihr junges Leben verträumen, liegt in traurigen Händen. Hunderte weißer, ſchwarzer, verſchiedenſprachiger, allen Raffen und Volksſtämmen der Levante angehöriger Mädchen ſind es, die durch Abgeſandte des Sultans unter den Schönſten der Schönen ausgeſucht oder von Paſchas gekauft oder von Feldherren erobert werden, um dem Großherrn als Spielzeug zu dienen. Sie dürfen während ihres ganzen einſamen Lebens von keinem Manne, außer dem Sultan, geſehen werden. Als Sklavinnen treten ſie im jugendlichſten Alter in die Abgeſchloſſenheit des Harems, um den glücklicheren Frauen



„Selamlık“ in der Moſchee von Ortaköy am Bosporus.

zu dienen, die das Wohlgefallen des Padiſchah erregt haben. Ihr ganzes Streben, ihr Ehrgeiz, ihr Leben ist darauf gerichtet, vom Sultan bemerkt zu werden, wenn er ihre Herrinnen besucht. Dann schmüden sie sich und suchten mit studierter Kofetterie einen Blick des Padiſchah zu erhaschen. Einzelnen gelang es, sodas sie unter die Schagird, d. h. Novizen aufgenommen wurden. Sie lernen tanzen und musizieren, und sind sie bestrickend genug, das sie den Grosherrn zu fesseln verstehen, so werden sie möglicherweise unter die zwölf Gebilfu aufgenommen, die den persönlichen Dienst beim Sultan versehen. Vier der schönsten Frauen des Harems sind die Kadinen, jede mit ihrem eigenen Hofstaate, mit Palast und Dienerschaft, Equipagen, Booten, mit Schmuck und Juwelen und allem, was sie nur wünschen könnten; nur ohne das, was das Glückliche im Leben der Frau ist: die ungeteilte Liebe eines Mannes!

Nicht einmal der Glanz, die Leppigkeit und der schwelgerische Reichtum ihres Daseins bleibt ihnen unvergällt; denn über ihnen herrscht die Sultanin-Mutter mit ihren Hofdamen, den Ustas, unumschränkt, und alle ihre Wünsche und Begehren müssen auch der Chajnadar Usta, der Groshahmeisterin des Harems, vorgelegt werden. Glückliche diejenigen unter ihnen, die Mutter werden; denn dann erfüllt die Leere ihres Herzens wenigstens die Liebe zu ihren Kindern, ihr Dasein hat einen Zweck. Aber nur wenigen ist dies Glück vergönnt, die meisten welken in ihrer traurigen Einsamkeit frühzeitig dahin.

Das Album des Regiments.

Novelle von E. About.

Rechtmäßige Uebersetzung von Margarete Samojch.

2. Fortsetzung und Schluß aus Nr. 22, S. 263. Nachdruck verboten.

Blanche stand in Briefwechsel mit Fräulein Humblot, und die Nachrichten, die sie aus Marans erhielt, konnten ihr Gewissen auch nicht beruhigen. Antoinette zeigte ihr an, das sie vorläufig als Pensionärin ins Kloster gehen wolle, ohne sich bestimmt zu binden. Nur eine unsinnige, aber hartnäckige Hoffnung hielt das arme Mädchen noch aufrecht. „Wieder ein edles Herz, das durch mich leidet,“ jagte sich Blanche, „und in so unnützer Weise!“ Denn welches Glück brachten ihr diese Qualen? Sie fürzte alle Menschen ins Unglück — sie fühlte sich als das elendeste Geschöpf unter der Sonne!

Während sie sich so abwechselnd anklagte und beklagte, thaten Klima, gesunde Luft, körperliche Bewegung und besonders die Jugend ihre Schuldigkeit und gestalteten ihre kleine Person aufs allerbeste um. Ihr dünnes Gesichtchen füllte, ihr Körper entwickelte sich, ihre Taille wurde rund, ihr Wieder zu eng, die herausstehenden Armbnochen verschwanden, auf den Wangen bildeten sich Grübchen. Ihre einst fahlbraune Gesichtsfarbe hatte sich in mattes Weiß verwandelt. Nach und nach wurde sie frischer und nahm schließlich den Ton an, den man bei den Kreolinnen so häufig bewundert: ein zartes, leicht von Braun überhauchtes Rosa. Die Gesellschaft von Palermo und Umgegend fand sie interessant und schön, und die arme Frau Vautrin dankte Gott auf den Knien für das Wunder, das er an ihrer Tochter that. So verwandelte sich wohlfeiles Mei in glänzendes Silber. Die Familie Vautrin suchte im folgenden Sommer das meerumraufte Biarritz auf und verlebte den nächsten Winter wieder in Italien. Und so brachte die Frau Oberst nach anderthalbjähriger Abwesenheit eine fast begehrenswerte Blanche nach Lothringen zurück. Ihre Schönheit war allerdings nicht regelmäßig. Von der früheren Häßlichkeit war ein gewisses Etwas zurückgeblieben, aber grade das verlieh ihr erhöhten Reiz.

„Herr Lieutenant,“ sagte eines Tages der treue Bodin, „ich muß dir — pardon, Ihnen eine Neuigkeit mitteilen. Die Tochter des Obersten ist von ihrer Reise in den Süden zurückgekehrt. Ihre Mutter scheint sie mit Brotkrumen gestopft und in Milch gewaschen zu haben, mit andern Worten: Blanche ist nicht mehr prau.“

„So? Wenn du mir nichts Interessanteres zu sagen hast, brauchst du dich nicht zu bemühen.“

„Zu Befehl.“

Auch Paul Astier war wieder hergestellt. Er hatte nicht nur wieder seinen Dienst aufgenommen, sondern arbeitete auch zu Hause ohne Unterlaß. Er hätte sich die ganze Woche keine Stunde Ruhe gegönnt, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, jeden Montag bei den Empfangstagen des Generals zu erscheinen.

Diese Verpflichtung brachte ihn fünf- bis sechsmal mit Fräulein Vautrin zusammen, er that aber hartnäckig, als ob er sie nicht kenne. Ob schön oder häßlich, in seinen Augen war sie doch gleich unangenehm. Trotzdem gestand er sich aber gerechterweise, das sie jetzt ganz hübsch war.

Als er eines Abends an das Büfett trat, fühlte sie seine Gegenwart, obwohl sie ihm den Rücken zuwandte. Sie drehte sich um und sagte zu ihm: „Ich bin wohl sehr verändert, Herr Astier, das Sie mich nicht mehr erkennen?“

Er antwortete kühl: „Zu jeder Zeit, an jedem Ort, gnädiges Fräulein, und was auch immer die Natur an Ihnen thut, seien Sie meiner — Dankbarkeit versichert.“

„Bitte, keine Wortgefechte — warum grüßen Sie mich nicht mehr?“

„Weil ich eine schlechte Meinung von Ihnen habe, gnädiges Fräulein.“

„Ich bin aber doch ein braves Mädchen.“

„Das hoffe ich Ihrer Eltern wegen. Ein ehrenhaftes und gutes Mädchen aber werden Sie nie sein!“ Nach diesen Worten drehte er sich kurz um, wandte sich zur Treppe, zündete sich eine Cigarre an und eilte, pfeifend, seiner kleinen Wohnung zu, wo ihn seine Arbeit erwartete.

Er hatte eine Schlußfolgerung gezogen, die auf den ersten Blick richtig scheint und die auch in allen weniger nach der Schablone vermalten Ländern nicht für unerlaubt gilt. „Wenn mein gutes Betragen,“ sagte er sich, „meine Feldzüge und einige glänzende Waffenthaten nicht genügt haben, mir das verdammte rote Band zu erwerben, wenn man bald aus diesem, bald aus jenem Grunde alle Mittelmäßigkeiten im Heer über meinen Kopf hinweg befördert, so bleibt mir nur noch eins

übrig: unsern Mamamuschis* zu beweisen, das ich kein Duzendoffizier bin und meine Sache etwas besser verstehe. Machen wir uns also schnell an das Buch!“

Es würde zu weit führen, den Inhalt des Oktavbandes, den er rasch in einem Zuge über moderne Taktik im Kriege schrieb, auszuführen zu wollen.

Das Buch war sicher kein unbestreitbares Meisterwerk, man konnte sogar manches an ihm auszuheben finden; aber es war doch die Arbeit eines hervorragend begabten Offiziers. Der geschichtliche Teil zeigte von fleißigen und umfassenden Studien; die Kapitel über die zukünftige Kriegskunst enthielten viele gesunde Ideen, denen die Thatfachen seitdem Recht gegeben haben. Unter den Kameraden, denen er sein Manuskript bruchstückweise vorlas, machten die einen gemeinsame Sache mit ihm und schlossen sich ihm begeistert an, andre weniger schnell Begeisterte warnten ihn und meinten, das sein übergroßer Eifer ihn höheren Ortes eher schaden als nützen könnte. Unglücklicherweise hatte das Fieber der Erfindungssucht ihm den Kopf verdreht. Er war so davon überzeugt, im Recht zu sein, das er sein Manuskript in die Druckerei brachte, bevor er noch die Erlaubnis des Kriegsministers nachgesucht hatte. Und das Werk, das in fünfzehnhundert Exemplaren mit einer Karte, drei Plänen und zweiundzwanzig Abbildungen erschien, deren Herstellung große Schwierigkeiten bot, kostete sechstausend Franken, von denen er nicht einen Pfennig besaß. Trotzdem war er seines Erfolges gewiß. Er sandte zehn Exemplare in das Kriegsministerium und war nicht nur davon überzeugt, das die Veröffentlichung erlaubt werden, sondern auch, das man die erste Auflage ankaufen würde, um sie im ganzen Heer zu verbreiten.

Neun von diesen zehn Exemplaren wurden weggeworfen, ohne das sie jemand las. Das zehnte geriet zufällig einem alten Altmenschen in die Hände, der es öffnete, um die Zeit totzuschlagen, und der nach den ersten Worten auf der ersten Seite entrüftet aufsprang. Das Bestehende zu erschüttern, eine so schöne, vollkommene Einrichtung anzutasten! In welchem kranken Hirn war ein so aufrührerischer Gedanke entstanden? Einem Divisionsgeneral hätte man ihn verzeihen, bei einem Obersten ihn höflich getadelt. Da es aber die That eines schlichten Lieutenants war, erschien sie verdamnungswert. Nach einem entsetzten Bericht des alten Herrn ließ der Kriegsminister einen niederschmetternden Brief an Paul Astier schreiben, in dem dieser aufgefordert wurde, unverzüglich sämtliche Spuren seines thörichten Streiches zu vernichten, wenn er sich nicht aufs empfindlichste in seiner militärischen Laufbahn schaden wolle.

Im Soldatenstande heißt hören und gehorchen daselbe. Jeder muß sich widerpruchslos dem Höhergestellten unterordnen; das richtige Urteil und gute Recht sind einfach Frage der Rangordnung. Der Lieutenant wurde also regelrecht davon in Kenntnis gesetzt, das er unrecht hätte, und als Mann, der das Leben kennt, ließ er es sich gelagt sein. Er verteilte sein Buch an zwanzig Kameraden und drei oder vier Freunde. Die übrigen Exemplare verstaubten auf dem Boden der Druckerei.

Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, wenn die Geschichte damit geendet hätte; aber er mußte nun die Druckkosten und das Papier bezahlen. Der Drucker wartete gern, er kannte Astier und nahm Anteil an ihm; aber der Papierhändler wohnte fünfzig Meilen von Nancy entfernt, er forderte unerbittlich sein Geld, und als ihm Astier seine Notlage mitteilte, sah sich der Mann, der selbst nicht reich war, gezwungen, an den Obersten zu schreiben. Der Druckereibesitzer beteiligte sich nunmehr ebenfalls, wenn auch widerstrebend, an der Sache. Der Lieutenant hatte sonst noch, wie alle vermögenslosen Offiziere, einige laufende Schulden. Alle diese Forderungen, von denen eine die andre hervorrief, betrugen zusammen achttausend Franken. Wenn man monatlich ein Fünftel seines Gehaltes zurückbehalten hätte, um die Gläubiger abzufinden, so würde die kleine Schuld in neunzehn Jahren und einigen Tagen geregelt worden sein. Bei solchen Gelegenheiten ergreift die Militärbehörde aber einen andern, für den Beteiligten wenig angenehmen Ausweg: sie entläßt den Offizier auf unbestimmte Zeit aus dem Dienst, d. h. sie setzt sein Gehalt auf die Hälfte herab.

So erwartete auch Paul Astier eines schönen Tages als halb verabschiedeter Offizier mit einem Monateinkommen von ungefähr achtzig Franken. Sein Oberst nahm ihn beiseite und jagte ihm mit aller erdenklichen Höflichkeit und allem denkbaren Wohlwollen: „Mein lieber Astier, ich kann nichts dafür, wir sind alle Sklaven des Gesetzes. Es ist schade um Sie, denn Sie haben bedeutende Fähigkeiten und ausgezeichnete Charaktereigenschaften. Aber ich werde mich bei der vorgezetzten Behörde für Sie verwenden, und seien Sie überzeugt, das wir Sie wieder einstellen werden, sobald Ihre Schulden bezahlt sind. Wählen Sie sich Ihren Wohnsitz ganz nach Ihrem Belieben.“

Paul erwiderte, das er in Nancy bleiben würde, aber das er keine Hoffnung hätte, jemals seine Schulden bezahlen zu können.

„Ja, Donnerwetter, warum mußten Sie denn Ihre Schreiberien drucken lassen? Sie haben Ihre Laufbahn so schön begonnen! Aber seit etwa zwei Jahren haben Sie immer Bed — wissen Sie, seit der Geschichte mit Major Spaz. Ich bin, Gott sei Dank, nicht abergläubisch; aber manchmal frage ich mich, ob Sie nicht behext worden sind.“

„Wohl möglich, Herr Oberst.“

Am nächsten Tage trat Astier aus dem Dienst und begann, sich in der Stadt nach Unterrichtsstunden umzusehen. Da er gute Freunde und viele Bekanntschaften hatte, fanden sich einige Schüler. Er unterrichtete sie teils im Zeichnen, teils in der Mathematik. Man sah ihn nicht mehr im Café; er that Wunder der Sparsamkeit, schränkte seine Ausgaben auf hundert Franken monatlich ein und fing an, seine Schulden nach und nach abzuzahlen.

Eines Tages fragte ihn jemand, ob er ein junges Mädchen im Aquarellmalen unterrichten möchte.

„Warum nicht?“

„Aber verlieben Sie sich nicht in Ihre Schülerin, es ist Fräulein Vautrin.“

„Ach! Sie haben recht — sie ist viel zu schön. Außerdem ist meine Zeit vollständig in Anspruch genommen!“

Blanche war von jeder seiner Handlungen unterrichtet.

* „Mamamusch“ ist bei Molière der Titel eines türkischen Würdenträgers.

Sie bewog den Pionier Schuhmacher, den Burſchen Bodin, der seinem frühern Lieutenant ohne Lohn weiter diente, bei einem Glase Wein über alles seinen Herrn Betreffende auszuforschen. Das junge Mädchen empfand aufrichtige Bewunderung für den jungen Mann, der sein Unglück so würdig trug. Zum erstenmal in ihrem Leben erkannte sie das Wesen wahrer Größe, die ohne Einfachheit undenkbar ist. Aber je mehr sie ihrem Feinde Gerechtigkeit widerfahren ließ, umso mehr verdammte sie sich selbst.

An einem traurigen Oktobertage sah sie von ihrem Fenster aus einen großen Herrn in Civil, der im Platzregen über die Straße ging und einige Bücher und Papiere, so gut es ging, schützte. Er war es!

„Das also ist er,“ dachte sie, „der einst alle Offiziere des Regiments an Heiterkeit, Geist und Schönheit übertraf! Und ich habe ihn in diese jämmerliche Lage gebracht!“

Während sie sich solchen Gedanken überließ, hob Paul Astier den Kopf, erkannte die Tochter seines ehemaligen Obersten und grüßte höflich, ohne seinen Schritt zu verlangsamen. Aber in plötzlicher, leidenschaftlicher Erregung streckte sie ihm die Arme entgegen, und ihre Hände rüttelten am Fenster. Dann wich sie, wie von Scham ergriffen, zurück und sank schluchzend in einen Sessel.

Der junge Mann hatte trotz seiner Eile doch einige Einzelheiten dieses Gebärdenpiels wahrgenommen und kehrte ganz träumerisch in seine kleine Wohnung zurück. „Ich habe falsch gesehen,“ dachte er, „oder falsch verstanden, und wenn sie selbst ihre Schändlichkeit bereuen sollte, so würden die Gewissensbisse nur ein Widerspruch mehr in diesem ungezügelten Herzen sein.“

Trotzdem ließ ihm der flüchtige Vorfall eine unbeschreiblich wohlige Empfindung zurück. Er fand plötzlich den Himmel weniger düster und sein Zimmer weniger leer. Sein Gewissen war wie von einer schweren Last befreit, obgleich er sich doch in jenem kleinen Kriege nicht das geringste vorzuerwerfen hatte.

Und öfter und lieber als früher dachte er jetzt an das unbegreifliche Geschöpf, das ihm wohlzuwollen schien, nachdem es so viel Leid über ihn gebracht hatte. Diese unvorhergesehene Wendung reizte ihn wie ein ungelöstes Rätsel. Natürlich kam er jetzt von Zeit zu Zeit an dem Hause des Obersten vorüber, was er sonst vermieden hatte; er begegnete von neuem den Augen Fräulein Vautrin und wußte gewiß, das er keinen Haß in ihnen finden würde. Da er aber trotz alledem sehr arm und unglücklich war und sie ihm den größten Schmerz seines Lebens zugefügt hatte, wünschte er sie zu allen Teufeln, wenn er es auch nicht ganz ernst damit meinte. „Sie ist ein fürchterliches Ungeheuer, aber wer weiß, ob sie nicht ganz tief, in ihrem Innern verborgen, eine Spur von Herz hat. Jedenfalls ist sie jetzt ein sehr schönes Ungeheuer.“

Wenn er wie früher in Gesellschaften gegangen wäre, würde Blanche wohl den Mut gefunden haben, gerade auf ihn loszugehen und zwischen zwei Kontretänzen mit ihm Frieden zu schließen; denn sie fühlte sich jetzt stark genug, ihm alle ihre Sünden zu beichten und ihm die Absolution, wenn nötig auch mit Gewalt, zu entreißen. Aber wo und wie sollte sie mit diesem Tagelöhner zusammenkommen, der von sechs Uhr früh an herumlaufen mußte und erst um acht Uhr abends in sein bescheidenes Heim zurückkehrte? Sie konnte doch wirklich nicht auf der Straße hinter ihm herlaufen.

Abermals war mehr als ein Jahr verstrichen. Langsam für Astier, der schwer arbeitete, noch langsamer für sie, die sich bei ihm von Nichtigkeiten ausgefülltes Leben aufrieb. Eines Morgens erhielt sie wieder einen mit dem Poststempel Marans versehenen Brief: ein großes, schweres Couvert, das auf eine wichtige Mitteilung schließen ließ. Hastig öffnete sie den Briefumschlag.

Antoinette zeigte ihre nahe bevorstehende Hochzeit an und überbandte der Familie Vautrin eine Einladungskarte. Nachdem sie zweimal versuchsweise im Kloster gewesen war, ohne sich lebenslänglich zu binden, opferte sich das arme Mädchen dem Glück ihrer Mutter. Sie heiratete einen reichen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, einen noch jungen Witwer, den sie achtete, ohne ihn zu lieben. Die Hochzeit würde, wenn kein Wunder geschehe, in vierzehn Tagen gefeiert werden; man hoffte, das Frau und Fräulein Vautrin es nicht abschlagen würden, sie durch ihre Gegenwart zu verschönen. Aber man konnte nicht versprechen, ihnen sehr fröhliche Gesichter zu zeigen.

Die Nachschrift war von rührender Aufrichtigkeit. „Meine liebe Blanche, ich trage noch immer tief im Herzen eine Erinnerung, die nicht darin bleiben kann, ohne zum Verbrechen zu werden. Ich reiße sie jetzt mit blutendem Herzen heraus; wenn Sie meinen Brief verbrannt haben, wird alles aus sein. Weinen Sie um mich.“

Blanche weinte und betete; sie bat Gott, ihre Mutter und die arme, hingeopferte Antoinette um Verzeihung. Nein, sagte sie sich, eine so rührende und reine Erinnerung konnte sie nicht verbrennen. Das gute, tapfere, tugendhafte Mädchen war doch wohl für ihn geschaffen, sie waren beide einander wert! Alle Menschen erschienen ihr besser als sie; aber sie wollte ihnen um jeden Preis gleich werden, wollte ihre eintägige abentheuerliche That eingestehen und alles wieder gut machen. „Wenn kein Wunder geschieht,“ hieß es in Antoinettes Brief. Gut! Das Wunder sollte geschehen; sie wollte es!

Frau Vautrin geriet bei dem erneuten Ausdruck der nervösen Zustände ihrer Tochter in starre Bestürzung und schluchzte, ohne zu wissen, warum. „Aber sprich doch!“ jagte sie, „wo hast du Schmerzen? Was ist geschehen? Mein Gott, mein Gott! Hat meine Tochter den Verstand verloren?“

„Nein, Mama, ich werde ruhig und stark sein, du sollst alles erfahren. Aber, bitte, laß erst Papa rufen, er soll dabei sein!“

Als sie vor ihren Richtern stand, klagte sie sich selbst ohne Schonung an. Die Geschichte mit dem Album entsetzte Frau Vautrin; sie konnte nicht glauben, das ihre Tochter eine solche Heuchlerin war.

Dem Obersten ging sie nicht besonders nahe; vielleicht verstand er die Sache nur zur Hälfte. Aber als er erfuhr, das Blanche die Unterschrift Astiers unter jene verhängnisvolle Karikatur gesetzt und diese dem Major geschickt hatte, erblickte er und sprang mit erhobener Hand auf. „Unglückliche,“ schrie er, „ich würde dich zermalmen, wenn du ein Mann wärest! Danke Gott, das du mir ein Mädchen bist, das nicht ewig meinen Namen tragen wird!“

Sie wankte nicht bei diesem fürchterlichen Vorwurf. Sie ging auf ihren Vater zu und sagte zu ihm: „Töte mich

Papa, und du wirst mir einen Dienst damit erweisen, denn ich bin sehr unglücklich!

Als sie dann alles gestanden hatte, sagte der Oberst: „Du weißt, Blanche, was wir jetzt zu thun haben! ...“

Er ließ Paul holen, der zufällig zu Hause war. Als dieser den beiden Damen gegenüber stand, begriff er, daß es sich um etwas Außerordentliches handelte, weiter aber erriet er nichts.

„Mein lieber Aftier,“ sagte er dann, „Sie werden eines Tages, hoffentlich bald, Vater sein. Der Himmel bewahre Sie davor, die Scham kennen zu lernen, die mir in diesem Augenblick die Kehle zusammenschneidet! ...“

„Bitte, Herr Oberst, schonen Sie das gnädige Fräulein, sie war ja noch ein Kind, damals, als sie mir den Schaber nach spielte, den Sie ihr heute vorwerfen.“

„Wie? Sie wissen also?“

„Die Geschichte von Herrn Spatz — jawohl, seit drei Jahren.“

„Und Sie haben nichts gesagt? Sie konnten das dulden? Und Sie wären beinahe bei dem Zweikampf auf dem Plage geblieben?“

„Aber, wenn Sie alles wußten,“ nahm der Oberst wieder das Wort, „warum haben Sie denn nicht Fräulein Humbolt geheiratet?“

Bei diesem Namen bewies Pauls Verblüffung aufs klarste, daß er nicht alles wußte. Der Oberst erzählte ihm nunmehr die Geschichte von Anfang an, wie er sie eben gehört hatte.

Der Oberst beendete seine Rede mit den Worten: „Lieber Freund, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen ein Militärpaß nach Marans eingehändigt wird. Da Sie in Nancy keine Schulden hinterlassen dürfen, hoffe ich und bitte Sie darum, daß Sie mir gestatten, Ihnen meine Börse zur Verfügung zu stellen.“

„Das junge Mädchen stieß einen lauten Schrei aus, aber einen Freudenstreich.“

„Um mich, die ich so viel Strafe verdient habe, hält er an? Ach, Mama — der liebe Gott ist hundertmal gütiger, als man glaubt!“

„C n d e .“

„Warum denn sonst?“

„Ach — ich sah nicht voraus, als ich davon anfang, daß es mir so schwer würde, zu sprechen.“

„Sie haben Zeit gehabt, mich genau kennen zu lernen; Sie wissen also, daß ich weder ein Ock noch ein Mitgiftjäger bin.“

„Sie werden mich vielleicht für verrückt halten, wenn Sie mich zu Ende angehört haben.“

„Herr Oberst, ich bitte Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter, und ich ziehe mich zurück, damit Sie mich nicht aus dem Hause werfen wie einst aus dem Regiment!“

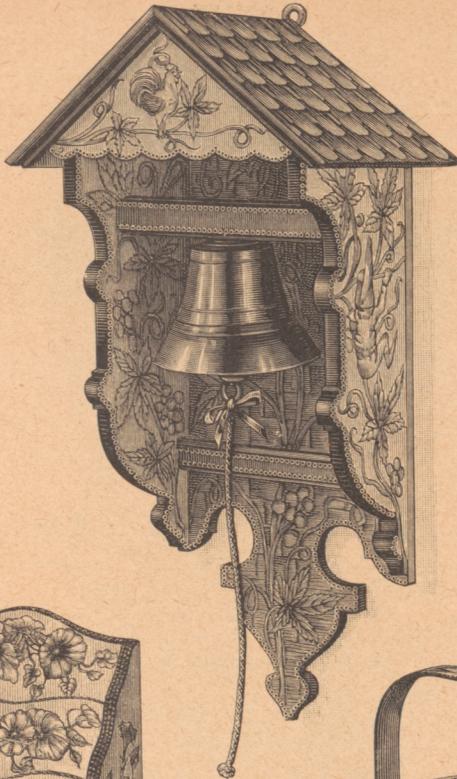


Fig. 1. Glockengehäuse mit Brandmalerei.



Fig. 2. Postkartenständer.



Fig. 3. Körbchen aus Holzspan.



Fig. 4. Tablett mit Brandmalerei.

Und nach diesen Worten öffnete er die Thür, schlüpfte hinaus und ließ den Oberst in starrem Erstaunen allein.

„Blanche! Augustine! Tochter! Frau! Wir haben ein Unheil angerichtet, meine Lieben! Der arme Junge ist nicht richtig im Kopf.“

„Das junge Mädchen stieß einen lauten Schrei aus, aber einen Freudenstreich.“

Strandtoilette.

(Sierzu Titelbild S. 289.)

Die Toilette auf der Titelseite ist ihrem Zweck entsprechend ganz in Weiß gehalten und nur durch einen farbigen Gürtel und Stehtragen gehoben. Der Rock aus Cheviot ist in erstklassiger Weise oben ringsum mit drei Tassetrollen geziert und am Innenrande mit einem ausgefallenen Tassetvolant begrenzt.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Häusliche Kunstarbeiten.

Brandmalereien.

Ein reizvoller Schmuck für Veranden und Gartenzimmer bildet das eigenartige, reich mit Brandmalerei verzierte Glockengehäuse in Fig. 1, in dem sich eine etwa 10 Cent. große Metallglocke befindet, deren heller, auch an entfernten Gartenplätzen vernehmbarer Schall zu den Mahlzeiten ruft.

Die einzelnen Teile des aus weißen, 1 Cent. starken Holzplatten gearbeiteten Gehäuses hat zunächst der Tischler herzurichten, und zwar die Rückwand 42 Cent. hoch, 17 Cent. breit, oben, etwa 7 Cent. weit vom Rande entfernt, zugespitzt, unten dem Muster gemäß ausgegägt, die Seitenwände 25 Cent. lang, oben 11 Cent. breit, unten spitz verlaufend, am Außenrand gleichfalls ausgegägt.

Außerdem erfordert das Dach zwei je 14 Cent. große, am Rande, wie die Abb. zeigt, geklebte Quadrate; für die darunter befindliche Verzierung ist noch ein dreieckiger, unten bogenförmig auszuführender Teil nötig.

Man überträgt auf sämtliche Teile die verschiedenen Vorzeichnungen der Abbildung und führt hierauf die Brandmalerei aus, wobei man die Konturen dunkel zu brennen, im übrigen nach persönlichem Geschmack zu tönen und zu schattieren hat.

Die äußeren Ränder, sowie den 4 Cent. starken Glockenbalken und die untere Querleiste verziert man mit flachen Punkten und beizt dann sämtliche nicht verzierte Flächen und Ränder mit Nupbaumbeize. Schließlich fügt man die Teile durch verschobene starke, eiserne Schrauben und Stifte zusammen, befestigt die Glocke an dem Balken und bringt an dem Klöppel eine dünne, aus Leder geflochtene Schnur an, die oben mit einer kleinen Schleife aus rotbraunem Seidenband geschmückt wird.

Eine starke, mit Schrauben befestigte eiserne Dose dient zum Anhängen des Gehäuses, das man nach Belieben entweder wachen oder mit Polierlack überziehen kann.

Der hübsche Postkartenständer aus hellem Holz (Fig. 2) besteht aus einem 11 1/2 Cent. breiten, 15 Cent. langen Boden, einer 14 Cent. breiten, 18 1/2 Cent. hohen, oben geschweiften Rückwand, sowie einer 9 1/2 Cent. hohen, gleichen Vorderwand, die durch 10 1/2 Cent. breite, entsprechend hohe, gleichfalls geschweifte Seitenwände miteinander verbunden sind.

Innen ist der Ständer durch zwei dünne Holzstäbe in Fächer geteilt, die zur Aufnahme der Karten und Briefumschläge dienen. Die einzelnen Teile schmücken grazios entworfene Windenstränge in verschiedener Größe, die man, um die Wirkung einer Sepiazeichnung zu erzielen, mit feinen Strichen nur leicht einzubrennen und zu schattieren braucht.

Sämtliche Ränder des Ständers sind in dichten Punkten dunkel einzubrennen. Zum Schluß wachst man die Teile leicht über.

Allerliebste ist auch das einfache, mit Deckel und Bügel versehene, 18 Cent. große, aus Holzspan gearbeitete Körbchen (Fig. 3), das längs des 6 1/2 Cent. hohen Randes, sowie auf dem Deckel und Bügel mit zierlich geordneten, im ausgemalten Holzbrand hergestellten Blumengewinden geschmückt ist.

Nach Uebertragung der Muster hat man die Konturen stark einzubrennen, sämtliche Ränder des Körbchens mit flachen, dicht nebeneinanderliegenden, den Deckel noch mit einzelnen, regelmäßig voneinander entfernten Punkten zu verzieren und Blätter, Blüten und Stiele sorgfältig mit dem Brennstift zu schattieren.

Zuletzt malt man das Laub in Olivengrün, die größeren Blüten des Randes in Gelb, Rot und Blau, die des Deckels nur in Rot und Blau, die Mailglockchen in Weiß aus und überzieht das Körbchen mit Polierlack.

Fig. 4 zeigt drei zierliche Tablette in aufsteigender Größe aus weißem Holz mit bräunlichem Rande und dunkelgebeizten Griffen. Das kleinste Tablett hat eine Länge von 19, das mittlere von 22, das größte von 25 Cent., bei 13, bzw. 16 oder 19 Cent. Breite.

Die Platte der namentlich für Korbgläser, kleine Tassen u. dergl. bestimmten Tablette schmückt eine wirkungsvolle Brandmalerei, deren einfache Plattformen selbst von Anfängerinnen ganz leicht auszuführen sind.

Sämtliche Konturen hat man dunkel einzubrennen, die Blätter, Blüten und Stiele dann sorgfältig zu tönen, zu schattieren und zuletzt leicht in Olivengrün und Rotbraun zu übermalen. Hierauf sind die Platten mit Polierlack zu überziehen.

Die Mustervorzeichnungen zu Fig. 1 sind für 75 Pf., zu Fig. 2-4 für je 30 Pf. durch unsere Expedition zu beziehen. — (Bezugquellen der Originale: Frau K. A. H. Mey, Berlin, Leipzigerstr. 80.)

Anagramm.

Unentbehrlich bin ich dem Schiff, das zur Meeresfahrt sich rüstet. Macht man den Fuß mir zum Kopf, werd' ich zum Forscher sogleich.

Silberrätsel.

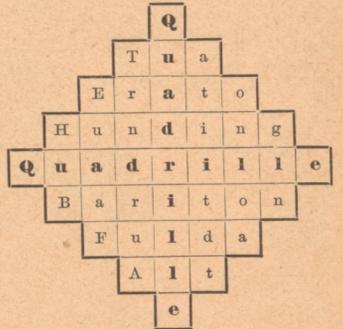
Die Erste macht die Zweite; das Ganze deckt die Erste.

Französische Scherzfrage.

Quel vol n'est pas puni par la justice?

Auflösung des Diamanträtsels Seite 271.

Auflösung des Wechsellrätsels Seite 271. Afti, Efte.



Auflösung des englischen Logogriffh Seite 271. Hail, rail (by rail = mit der Eisenbahn).

Mit vorliegender Nummer schließt das II. Quartal.

Wir bitten unsere Postabonnenten, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im Juni zu bewirken. Die Post hört auf zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird. — Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf den „Bazar“ an zum Abonnementspreise von 2 1/2 Mark vierteljährlich (in Oesterreich-Ungarn fl. 1.50 ohne Stempel).

Administration des „Bazar“.

Pflege der Spargelbeete im Sommer.

Nachdruck verboten.

Wenn um Johanni das Stechen des Spargels aufhört, dann verlieren die Spargelbeete im allgemeinen an Interesse und man überläßt sie mehr oder weniger sich selbst. Es wird dann daraus, was eben werden mag. Im Frühjahr aber verlangt man neue Ernten, und zwar um so größere, je mehr Dünger den Spargelbeeten im Herbst geboten wurde.

Dies Verfahren ist ja sehr einfach, aber doch nicht ganz richtig. Wir hören um Johanni spätestens auf mit Stechen, um den Spargel zu kräftigen; wer länger sticht, schädigt den Spargel, und zwar je mehr, je länger. Wir geben damit zu, daß der Spargel einer Erholung bedarf, aber wir begünstigen diese nicht. Und doch sollte das in höchstem Maße geschehen; denn die Zeit von Johanni bis Herbst kräftigt nicht allein den Spargel, sie schafft uns auch die Ernte für das nächste Jahr, weil sie maßgebend ist für die Anlage von Knospen bezüglich der nächstjährigen Sprossen. Eine Düngung im Herbst hat auf ihre Anlage keine Wirkung mehr, sie kann nur einen besseren und schnelleren Trieb im Frühjahr herbeiführen. Wollen wir also große Ernten vom Spargel, so müssen wir ihn auch im Sommer pflegen!

Worin besteht nun die Sommerpflege des Spargels? Je mehr Laub der Spargel hat, je höher und kräftiger die Triebe sind, desto besser geht es ihm, und desto kräftiger entwickeln sich seine Knospen am Wurzelstock. Um kräftiges Laub zu bringen, dazu gehört ein feuchter und nahrhafter Boden. Die Sandböden, auf denen der Spargel wächst, leiden im allgemeinen an Trockenheit. Das Gießen des Spargels gehört deshalb in erster Linie zur Pflege. Man darf aber nicht kleinlich verfahren. Wer mit der Brause gießen und über ein Beet drei bis vier Kannen Wasser täglich versprühen wollte, dem dankt der Spargel nicht — so wenig Wasser gelangt garnicht zu den Wurzeln! Man muß für jede Staude in acht- oder vierzehntägigen Zwischenräumen vier bis fünf große Kannen voll Wasser auf einmal geben. Damit aber die Nahrung nicht fehle, wird abwechselnd mit klarem Wasser und mit flüssigem Dünger gegossen. Es schadet auch nichts, wenn man jedesmal flüssigen Dünger gegossen. Diesen kann man aus den Ställen der Pferde, Kühe, Schafe, Schweine u. s. w. nehmen. Wenn der natürliche Dünger nicht zu haben ist, so kann man ihn auch künstlich erzeugen, indem man Guano, Blutmehl oder Knochenmehl vierzehn Tage lang mit Wasser übergossen stehen läßt und dann verwendet.

Ein nasser Sommer hat schon an sich günstigen Einfluß auf die nächstjährige Ernte, weil er eine bessere Ernährung der Pflanzen herbeiführt. Lüchtliges Gießen und Düngen aber schafft förmlich Wunder, wenn dafür Sorge getragen wird, daß das Laub auch im Sommer gesund erhalten bleibt. Häufig kostet dies freilich viel Mühe.

Der Spargel hat nämlich manche Kostgänger. Am lästigsten wird im allgemeinen das Spargelhähnchen, ein bunter, kleiner Käfer, und seine gefräßige Larve. Dieser Käfer muß gefangen werden. Es ist eine lästige Arbeit, des Morgens in aller Frühe die noch von der Nachtühle unbehenden Tiere in einen Schirm oder Topf zu schütteln und sie zu vernichten. Aber es ist die kleinere Mühe. Denn hat der Käfer erst seine Eier abgelegt, so ist mit den gefräßigen und häßlichen Larven viel weniger leicht aufzuräumen. Sie sitzen in ganzen Scharen auf dem Laube und fressen alles bis auf den Stiel weg. Die Larven, die ein schneckenähnliches Aussehen haben, sind, solange sie noch klein sind, mit Petroleumseifenbrühe (vergl. S. 243) und zum Teil auch mit Kupferalkbrühe zu vernichten. Die richtige Zeit wird aber häufig veräumt, und dann bleibt nichts weiter übrig, als auch sie abtammeln zu lassen.



An ein junges Mädchen.

Nachdruck verboten.

Je duft'ger rings die Lenzeswelt
Prangt in Erstehungsfeier,
Je leuchtender am Wolfenzelt
Das Licht durchquillt den Schleier,

Je schmeichelnder mich Lieblichkeit
Umfloßt an allen Enden:
Je minder kann, du junge Maid,
Von dir den Geist ich wenden.

Dein denkend in der Maienluft,
In Windes Blütenwühlen,
Mein' ich in lebensernster Brust
Die Jugend neu zu fühlen.

Und wie mir vor der Seele steht
Dein liebes, frommes Bildnis,
Da tönt es fast wie ein Gebet
Durch meines Herzens Wildnis.

Adolf Brieger.

Aus der Sammlung „Ausgewählte Gedichte“ von Adolf Brieger. (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.)

Der ärgste Feind des Spargellaubes ist der Spargelrost, ein Pilz, der das vorzeitige Gelbwerden des Laubes verursacht und die Ernten dadurch ungemein schmälert. Gegen den Spargelrost hilft nur eins: die Kupferalkbrühe, und auch sie nur dann, wenn man mit ihrer Anwendung rechtzeitig begann. Wo der Rost sich erst ausgebreitet hat, vermag die Brühe nicht mehr viel zu helfen. Spargelanlagen, die von Rost leiden, müssen deshalb vor dessen Auftreten schon gespritzt werden. Bei der Anwendung einer Nebhspritze geht das Spritzen leicht und rasch und erfordert nicht viel Kosten, wenn man es auch dreimal im Laufe des Sommers wiederholt. Das Gießen und Düngen hat aber selbst auf die Wirkungen des Rostes einigen Einfluß. Es mildert sie, weil richtig gegossene Anlagen weniger leicht befallen werden und widerstandsfähiger sind. Das mit Rost befallene Spargellaub ist vielfach der Träger für den nächstjährigen Rostbefall, auch wenn es weit von den Anlagen entfernt liegt. Spargellaub soll darum im Herbst nicht zum Decken von Kartoffelmieten, auch nicht als Streu in den Ställen Verwendung finden, sondern im Herbst verbrannt werden. Der Sommerpflege kann dann die Herbstpflege durch kräftige Düngung mit verrottetem Dung, durch starke Gaben von Kalk — der Spargel liebt viel Kalk (sechzig bis achtzig Zentner für 2500 Quadratmeter), und durch etwas Kalnit (vier bis fünf Zentner für 2500 Quadratmeter) — folgen. Sie ist um so wirkungsvoller und nachhaltiger, je energischer die Sommerpflege durchgeführt wurde.

R. Betten.

Buntes Allerlei.

Schmuckfedern reinigt man durch Waschen in lauwarmem Wasser mit besser Olivenölseife (venezianischer Seife) oder mit Gallseife, indem man sie zwischen den eingeseiften Händen behutsam reibt. Nach dem Spülen mit viel Wasser (bis es ungetrübt abläuft) werden die Federn über einer lauwarmen Ofenplatte getrocknet und, wenn sie sich noch wenig feucht anfühlen, über Wasserdämpfen längere Zeit geschüttelt. Zuletzt wird das Schütteln über einem mäßigen Kohlenfeuer oder einer heißen Ofenplatte fortgesetzt, wobei die Federn prachtvoll aufgehen. Das Kräuflern geschieht am besten durch Ziehen der Federchen über einen Messerrücken.

Marmorfitt von außerordentlicher Bindkraft erhält man, wenn man 12 Teile besten Cement, wie er zu Bauzwecken verwendet wird, mit 6 Teilen frisch gelöschtem Kalk, ebensoviel ganz feinem Sand und 1 Teil Infusorienerde mischt und das Ganze mit Wasserglas zu einem Brei anrührt. Man bestreicht mit diesem Kitt beide Bruchflächen, die völlig rein und staubfrei sein müssen, drückt sie fest aneinander und bindet sie, wenn möglich, zusammen, um sie einige Tage völliger Ruhe zu überlassen. Der Kitt wird steinhart, wie der Marmor selbst, und ist nach dem Trocknen von dem Stein kaum zu unterscheiden.

Das Beschlagen der Augengläser. Wer beständig Augengläser (Brille oder Kneifer) tragen muß, wird häufig durch das Beschlagen der Gläser beim Eintritt aus einem kühlen Raum in einen wärmeren sehr unangenehm belästigt. Es ist daher höchst interessant, zu erfahren, daß man dieses Beschlagen durch Abreiben der Gläser mit Schmierseife verhindern kann. Es ist nur nötig, jeden Morgen oder vor dem Ausgehen eine winzige Kleinigkeit sogenannter grüner Seife (Waschseife, Schmierseife, Kalkseife) auf der ganzen Fläche des Glases zu verreiben und dann das Glas zu putzen, bis es wieder blank ist. Die für teuren Preis zu gleichem Zwecke angebotenen Mittel „Stasolin“ und „Dentustro“ sind durchaus nichts anderes als reine Kalkseife.



Vor Konstantinopel. Originalzeichnung von Hermann Clemenz.

Toilettenneuheiten.

(Hierzu Fig. 1-13.)

Eine recht elegante, duftige Promenadetoilette veranschaulicht Fig. 1. Es ist ein sehr klares, leicht gefärbtes Gewebe, eine Art Etamine, von graublauer Farbe zu ihr verwendet. Der lose auf einem seidnen Unterkleid gearbeitete Rock tritt vorn seitwärts leicht übereinander und ist daselbst oben mit drei angeschnittenen Patten versehen, die mit eleganten Straßknöpfen befestigt sind. Die plissierte Taille ist vorn und hinten jackenartig mit Spitzenteilen bedeckt, denen vorn aufschlagartige, hinten einen Kragen bildende Teile aus Seide und Etamine aufliegen, die mit Knöpfen und imitierten Knopflöchern besetzt sind. Ein faltiger Gürtel und ein glatter Stehtragen begrenzen die Taille unten und oben. Die anliegenden, oben mit flotten Puffen gearbeiteten Ärmel haben am Handgelenk Aufschläge. — Zur Garnitur des runden, gelblichen Strohhutes sind eine Fülle gelb und braun schattierter Sammetstiefmütterchen und gelbe Bandschleifen verwendet.

Fig. 2 zeigt ein einfaches, aber höchst geschmackvolles Kleid aus hellgrauem Cheviot mit schwarzer Hohltresse geziert. Das Kleid hat einen glatten Rock und eine Blusentaille, die mit kleinem, herzförmigem Ausschnitt gearbeitet ist. Den letzteren füllt ein horizontal mit Tresse besetzter Laß. Am Rock wird durch den Bezug von Tresse, die an den Spitzen in Kleeblattformen ausgefäht ist, ein peplonartiger Schoß imitiert. Die an der einen Achsel- und Seitennaht geschlossene Taille ist vorn und auf den Schultern in geraden Linien mit Tresse besetzt, die in ersichtlicher Weise in Kleeblattformen endigen. Die den Ausschnitt umgebende Tresse bildet hinten auf der Mitte des Rückenteils eine Kleeblattform, während die Blätter des Schulterbefehes über die Keulenärmel treten, die am Handgelenk mit einer Spitze geschnitten und mit Tresse geschmückt sind. Gürtel und Stehtragen sind faltig aus schwarzer Seide hergestellt; dem Stehtragen fügt sich eine Frisur an. — Das runde Hütchen aus weißem Strohgeflecht mit hinten leicht aufgebogener Krempe ist mit einem vollen Kornblumenkranz umgeben und unterhalb der Krempe mit gleichen Blüten ge-



Fig. 1.

faltigen Gürtel aus rosa Seide und ebensolchem Stehtragen abschließt. Die Taille wird teilweise durch ein weiß gesticktes Jäckchen aus naturfarbenem Leinenbatist verhüllt. Das Jäckchen bildet an den Schultern große, aus je drei blattartigen Teilen bestehende Epauletten, die breit über die kurzen, vollen Puffen der sonst glatten Ärmel fallen. Den untern Rand begrenzt eine Spitzekrause. Eine Spitze fällt auch über den Stehtragen und bildet vorn etwas breiter eine Schleife mit Jabot, das sich über den Gürtel legt und haushartig unterhalb desselben verschwindet.

Eine neue Art plissierter Seidengaze zeigt die Toilette in Fig. 6. Sie besteht aus naturfarbenem Leinenbatist, der in dichte Harmonikafalten gebrannt ist. Einsatz und Ärmelpuffen aus zartrosa Seidengaze sind, wie ersichtlich, in Zaden gebrannt. Der Einsatz ist der Taille mit einem gestickten, naturfarbenen Batistzwischen-satz eingefügt. Ein breiter, schwarzer Seidengürtel, vorn mit schöner Straßschnalle und hinten mit flotter Schleife geziert, umspannt die Taille, die durch gestickte Gaze-

frisuren am Halse und Handgelenk der Ärmel, sowie durch eine gleiche Kavalierschleife vervollständigt wird.

Zur Zeit sind häufig die Ärmel allein die Träger für einen charakteristischen Kleiderschmuck, wie etwa der Schleifenärmel in Fig. 7. Eine reiche Taillengarnitur würde hier bloß störend sein. Der übrige Schmuck der Toilette darf auch nur in einigen Schleifen bestehen. Der Ärmel läuft am Handgelenk in eine Spitze aus und hat am obern Teil, vom Ellenbogen aufwärts, dicke, nach oben sich vergrößernde Schnallenschleifen aus Seidenstoff, die von puffigen Knoten gehalten werden.

Der Ärmel in Fig. 8 ist einfacher, eignet sich für Wolle- stoffe, wie Kaschmir, Alpaka u. s. w. und hat am Handgelenk rund geschnittene, mit absteigender, seidener Einfassung versehene schmale Volants; an den Schultern bilden vier solcher abgestufter Volants Epauletten.

Die modernen Blusentailen bedingen Gürtel, diese wieder Schnallen und Schließen. Daher die vielen neuen und formenschönen Sachen auf diesem Gebiet, von denen wir eine kleine Auswahl in Fig. 9 bis 13 zur Anschauung bringen. Fig. 9 und 10 zeigen zwei kleinere für Kragen, Taillenschluß u. s. w. bestimmte Schnallen, die sehr reizend durch die feinen Straßsteinchen wirken, mit denen sie besetzt sind. Die größeren, im Rokoko- und Renaissancegeschmack gehaltenen Schnallen in Fig. 11 bis 13, bestehen zum Teil aus Silber, zum Teil aus Goldbronze und sind ebenfalls mit Straßsteinen, die ja noch immer die Mode des Tages bilden, wirksam geziert.

Die Gürtel zu den verschiedenen Schnallen werden ebenso häufig aus starkrippigem Seidenband als aus hellem, naturfarbenen oder weißem Leder gewählt. Die Bänder sind in allen modernen Farben, sowie auch in schottischer und streifiger Musterung beliebt.

Bezugquellen: Paris, Mme. Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence; Fig. 1; Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 3; Berlin, Herrmann Gerson; Fig. 2; W. Schönberg, Leipzigerstraße 94; Fig. 4 bis 13.



Fig. 2.



Fig. 3.

schmückt. Ein paar stehende weiße Bandschleifen und gleiche Paradiesvogelstern bilden den übrigen Schmuck des Hutes.

Zu der hübschen Toilette in Fig. 3 ist weißgründiger, grügemusterter Foulard verarbeitet. Die Taille ist passgenau mit Spitzentüll überdeckt, den schmale, grünseidene Hüschchen und am Rande eine Spitzefrisur garnieren, deren Ende auf der linken Seite bis zu dem Gürtel aus grüner Seide lose herabhängt. Den obern Abschluß der Taille bildet ein gleicher Stehtragen mit einer Spitzekrause. Die anschließenden Ärmel aus Spitzentüll sind in ersichtlicher Weise mit schmalen Seidenrüschen umgeben und haben am Ellenbogen, sowie an den Schultern Foulardpuffen; am Handgelenk schließen sie mit einer Spitzekrause ab. — Der Hut aus weißem Bastgeflecht ist mit rotem Sammetband, roten Mohndolmen und einer Agrette aus roter, plissierter Seidengaze geziert.

Eine durchaus aparte, zum Beziehen von Taillen geeignete Stoffneuheit zeigt Fig. 4. Es ist feiner, naturfarbener Leinenbatist mit durchbrochener Stickerei, in deren graziosen Blumenmustern Blätter, Blüten und Ranken mit chartreusefarbener Seide festonniert und mit Atern aus feinem, weißem Glanzzwirn durchzogen sind. Der elegante Stoff, der übrigens auch in jeder andern Farbe zu haben ist, ist lose auf grüner Seide gearbeitet. Die Bluse schließt seitlich unter einem Gazeplissé. Die seidnen Ärmel sind in Quersalten und längs der obern Mitte in Kräuschen gezogen. An den Schultern haben sie Puffen aus gesticktem Stoff, am Handgelenk Spitzekrausen. Den Abschluß der Blusentaille bildet ein faltiger Seidengürtel mit Schleife und ein gleicher Stehtragen mit Spitzekrause.

Zu dem chic wirkenden eleganten Kleid aus rosa Etamine in Fig. 5 ist eine Taille aus gleichfarbiger, plissierter Seidengaze gewählt, die mit einem breiten,

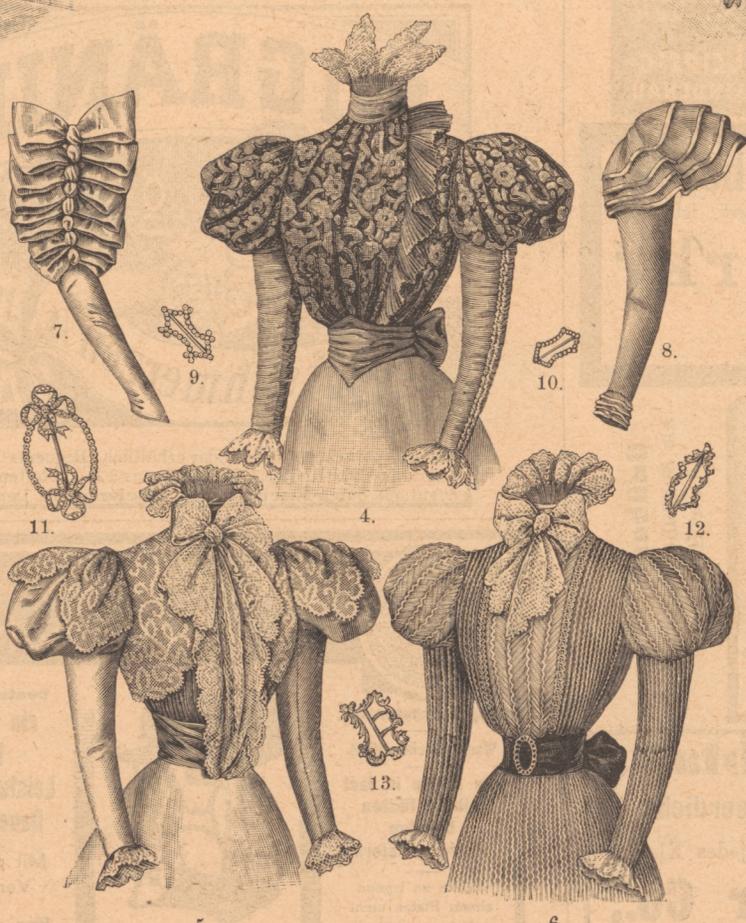


Fig. 4-13.

In unserm Verlage erschienen:

Die point-lace-Stickerei.
Eine Anleitung zum Erlernen der point-lace-Arbeit mit verschiedenen Spitzentüchchen. Mit zahlreichen Illustrationen. — Preis geh. 50 Pf.

Anleitung zur
Selbstanfertigung der Garderobe
sowie zur Herstellung von Fußgegenständen. Mit erläuternden Illustrationen. — Preis geh. 1 M.

Das Spitzenkloppln.
Anleitung zum Selbstunterricht im Kloppln. Mit erläuternden Illustrationen.
6. vermehrte Auflage. — Preis geheftet 1 Mark.

Wir liefern diese Anleitungen an unsere Abonnenten portofrei unter Kreuzband gegen Einsendung des Betrages.

Von allen Mode-Abbildungen des „Bazar“ liefern wir gebrauchsfertige Papier-Schnittmuster in Normalgröße und nach Maß zu Vorzugspreisen direkt portofrei. — Näheres über Schnitte nach Maß enthält unser Prospekt, den wir auf Wunsch gratis und franco versenden. — Da die Verkaufspreise nicht annähernd unsere Kosten für Herstellung, Papier und Porto decken, so können wir das Bezugsrecht auf Schnittmuster nur unsern Abonnenten als eine Vergünstigung einräumen. Jeder Bestellung ist daher die Abonnements-Quittung beizufügen.

Bazar-Aktien-Gesellschaft,
Berlin SW., Charlottenstr. 11.

Für den Inseratenteil Seite 298-300 verantwortlich:
Georg Grabert in Berlin.

Der Insektionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.
pro Bonparaille - Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen - Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Seid. Bastrabe Mk. 13.80

bis Mk. 68.50 p. Stoff z. kompl. Robe — Dussors u. Shantungs

sowie schwarze, weisse und farbige Henneberg - Seide
von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 per Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste zc.
(ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins zc.)
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35—18.65 | Seiden-Foulards bedruckt v. 95 Pfg.— 5.85
Seiden-Bastkleider p. Robe „ „ 13.80—68.50 | Ball-Seide „ 75 Pfg.—18.65
per Meter. Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse,
Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Fahrenstoffe zc. zc. porto- und steuerfrei ins
Gaus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

van Houtens Cacao

Ein angenehmes, nahrhaftes Getränk, ohne die üblen
nervenstörenden Wirkungen von Kaffee und Thee.

G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrückerstr. 56
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-
fahrstühle, Netzbetten u. s. w.

Kinderwagen
mit und ohne
Gummi-
bekleid., das
Vorzüglichste
für gesunde wie
kranke Kinder.
Preise v.
12—120 Mk.

Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ausserordentl. pract. und
elegant in verschiedenen
Größen. Sicherste Lager-
stätte, beson-
ders f. kleinere
Kinder. Preise
v. 12—60 Mk.
Illustriertes
Preisbuch frei.

Engros.
Detail.

FERRATIN

Zahlreiche ärztliche
Gutachten berichten von
ausgezeichneten Erfolgen bei
**Appetitlosigkeit, schlechter
Ernährung, Magenbeschwerden,
Nervenschwäche (Neurasthenie).**
In der Reconvalensenz bewirkt Ferratin bald
Hebung des Appetits, besseres Aussehen und
meist aussergewöhnliche Gewichtszunahme.



ein wirksames Mittel gegen
**BLEICHSUCHT
und Blutarmut.**

Ferratin ist ein
durch Verbindung mit
Eiweiss dargestelltes Eisen-
mittel; es greift weder Magen noch
Zähne an. In Pulver, Tabletten und
Chocolade-Pastillen zu haben in allen
Apotheken und Drogengeschäften. — Auf
Wunsch ausführl. Prospekte mit Gebrauchsanweisung
gratis und franco durch die Fabrik

C.F. BOEHRINGER & SOEHNE * WALDHOF bei MANNHEIM

Carl Schmidt
Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt seine weltberühmten
Stoffbüsten
(vorstellbar u. zusammenlegbar)
zur Anfertigung der
Costüme.
Spez.: Büsten für jede Körperform.
Keine Anprobe.
Neuer illustrirter Haupt-
Katalog A umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nach-
ahmungen.

50% Gewichtsersparniss!

**MADLER'S PATENT-
KOFFER**

Unerreicht an Leichtigkeit,
Eleganz u. Haltbarkeit.



LEIPZIG,
Peters-Str. 8.
BERLIN, W.
Leipziger-Str. 111/2.
HAMBURG,
Neuer-Wall 84.

Zu beziehen nur
durch Fabrik u.
Versand-Geschäft.

**Moritz Mädler, LEIPZIG-
LINDENAU.**

**Webers Carlsbader
Kaffee-Gewürz**

**Darüber sind
Alle einig!**



Zu haben in Colonial-
waren-, Drogen- und
Delikatessgeschäften.

ist die Krone aller
Kaffeeverbesserungsmittel

Crème Grolich und Grolichseife allein genügen

Jung *****
zu sein und
jung zu bleiben!!!

Wer Crème Grolich und Grolichseife
kennt und anwendet (preisgekrönt,
Preis Mk. 2.—), wird sicherlich für
diesen Wink dankbar sein. Grolich's
Produkte sind anerkannt vorzüglich
zur Pflege des Teints. — Ha' pt-Depöt
in der Engeldrogerie **Joh. Grolich**
in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuf-
lich oder bestellbar bei den grösseren
Apothekern oder Drogisten.

Vorwerk's Velour-Schutzborde,
bekanntlich das Beste und Beliebteste, was existirt, ist **nur
ächt**, wenn der
auf die Borde auf-
gedruckte Name
Ihnen nachgewiesen wird.
In jedem besseren Geschäft zu haben.

„Vorwerk“

MIGRÄNIN
gegen
Kopfschmerzen



ART

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung:
Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres
eventuell durch **Farbwerke. Höchst a. M., Deutschland.**

KALODERMA-SEIFE
Neu! Ausgezeichnet durch Milde
und lieblichen Geruch, bildet
die Ergänzung bei dem Gebrauche
des Hautverschönerungsmittels
Kaloderma (Glycerin- & Honiggelee)

Jndische Blumenseife
hochfeine Toilettenseife 50 Pf. pr. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral-gut-billig
für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg.
in allen Städten des In- und Auslandes.
F. WOLFF & SOHN, Karlsruhe.
Filiale: **WIEN I., Köllnerhofgasse 6.**

LANOLIN
Toilette Cream
LANOLIN
In den Apotheken
und Drogerien.
In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Nur echt mit Marke
„Pfeilring“.

Unübertroffen
als Schönheitsmittel und
zur Hautpflege.

Canfield Schweissblatt.
Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

Canfield Rubber Co.,
HAMBURG,
11 Scholvien's Passage.

Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.

**„VICTORIA-“
Nähmaschinen**



Einetr. Schutzmarke.
Waarenzeichen 8698.
Zu haben in fast
allen Städten
bei den
Alleinvertretern.

Wenn an irgend
einem Platze nicht
vertreten, giebt die
Fabrik die nächste
Bezugsquelle an.

sind aus
bestem Material,
ein Muster der
Eleganz,
Leistungsfähigkeit,
Dauerhaftigkeit!
Mit patentirten
Verbesserungen!
Man achte auf die
Fabrikmarke!

Alleinige Fabrikanten: **H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.**

Lesen Sie bitte
Rausch's Haarkur: Das Haar, seine
Pflege, Krankheiten und deren Heilung.
Preis 60 Pfg.
**J. W. Rausch, Spec. für Haarkrankh.,
Constanz St. 14.**

**Antiquitäten, Münzen, Medaillen
u. Briefmarken** verkauft an diesbezügliche
Liebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter,**
Westend bei Charlottenburg bei Berlin,
Horn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Jünger & Gebhardt
Berlin

**Riviera-
Seifen,**
Quintessen

Violette odoratissima vera
Wie ein frischer Strauss dieses
Edelstein aller Veilchen
köstlich und anhaltend duftend
in Rococo fl. M. 1.50 M. 2. M. 3. M. 5
In der ersten Parfüm- u. Drogenhand
Preislisten kostenfrei.

Statt Eisen!

Statt Pepton!

Statt Leberthran!

Dr. med. Hommel's Haematogen

(konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin [Dtschs. Reichs-Pat. Nr. 81391] 70,0. Geschmackszusätze: Glyc. puriss. 20,0 und Vin. malac. 10,0).

Organeisenhaltiges Kräftigungsmittel für Kinder jeden Alters wie für Erwachsene

bei Blutarmut, körperlicher Schwäche, Nervenschwäche, Rekonvaleszenz, gestörter Verdauung, blasser Farbe der Kinder, Widerwillen gegen Speisen (namentlich Fleischnahrung) etc. etc.

Haematogen Hommel wird mit grossem Erfolge angewandt:

Statt Eisenpräparaten, weil es als organeisenhaltiges*) diätetisches Mittel jahraus jahrein genommen werden kann, ohne jemals Störungen (selbst nicht im Säuglingsalter) zu verursachen.

*) Das im Haematogen Hommel enthaltene Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel, im Gegensatz zu künstlichen anorganischen und organischen Eisenverbindungen.

Statt Pepton, Albumose (künstlich verdauten Eiweiss-Präparaten), weil künstliche Retorten-Verdauung gänzlich verschieden von der natürlichen Magen-Darm-Verdauung ist. Durch erstere werden zahlreiche für die Neubildung von Blut- und Organzellen **hochwichtige Keimstoffe** vernichtet, welche sich im Haematogen Hommel in ihrem natürlichen unverdauten Zustande vorfinden.

Statt Leberthran, weil, abgesehen von dessen widerlichem Geschmack, Haematogen Hommel dem Leberthran auch in der Wirkung weit überlegen ist.

Haematogen Hommel ist von sehr angenehmem Geschmack, wird selbst vom schwächsten Magen des Säuglings wie des Greises vorzüglich vertragen, wirkt energisch appetitanregend, hebt rasch die körperlichen Kräfte und beeinflusst dadurch auch in günstigster Weise das Nervensystem.

Nachstehend einige ärztliche Äusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Ich halte Dr. Hommel's Haematogen für eine bisher unerreichte Leistung auf dem Gebiete der Ernährungs- und namentlich Rekonvaleszentenbehandlung.“
(Dr. Steinhoff, Spezialarzt für Lungenkranke in Berlin.)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chronischem Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenanschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — **ausnahmslos die besten Erfolge**. Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8 bis 14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: „Aber Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben.“ — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschiedene gehobene Allgemeinbefinden und vor Allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um tatsächliche Besserung handelte. — Ich freue mich ausserordentlich, ein Mittel an der Hand zu haben für viele Fälle, die unter Anwendung des alten, schweren Eisengeschützes doch nur einem hoffnungslosen Siechthum entgegengeführt worden wären.“
(Dr. Boeckh in Dinglingen-Lahr.)

„Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen ist einfach eklatant. Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit ca. drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben bei diesem Fall stets fehlgeschlagen und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.“
(Dr. Kuipers in Mannheim a. Rh.)

„Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. Bei beginnender Lungentuberkulose, wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stomachica erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. **Ausgezeichnete Resultate** sah ich bei Kindern, bei denen infolge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war.“
(Dr. Egenolf in Kelkheim a. Taunus.)

„Dr. Hommel's Haematogen habe ich bei einem rhachitischen bleichsüchtigen Mädchen von vier Jahren, das seit Monaten fast jegliche Nahrung verweigerte und infolge dessen, völlig abgemagert, höchst elend darniederlag, mit **sehr gutem Erfolg** angewandt. **Bereits nach der ersten halben Flasche** (drei Esslöffel täglich in Milch) zeigte sich eine **Steigerung des Appetits, besseres Aussehen, Lust zum Spielen**, die Kräfte nahmen sichtlich zu. Diese Besserung hat bis jetzt, nach Gebrauch von ca. 4 Flaschen, angehalten. **Das Befinden ist ein relativ ausgezeichnetes.**“
(Dr. Schaffrath in Crefeld.)

„So lange ich Dr. Hommel's Haematogen bei Bleichsucht, Scrophulose, Nervenleiden, Rhachitis, überhaupt bei Krankheiten, die auf Blutentmischung beruhen, angewendet habe, bin ich mit den Erfolgen stets zufrieden gewesen. Ich kann sagen, dass ich das Haematogen Dr. Hommel's tagtäglich verordne. **Es ist eines der hervorragendsten medizinischen Präparate der Jetztzeit und verdient das allgemeine Lob. Ein ungeheurer Fortschritt ist in dem Mittel gegenüber der alten, Magen und Zähne verderbenden Eisentherapie gegeben.**“
(Dr. Sinapius in Nörenberg, Pommern.)

„Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der längere Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Dr. Hommel's Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.“
(Dr. Rosenfeld in Berlin.)

„Was mir an der Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark Appetit anregende Wirkung und **insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesamten Organismus.**“
(Dr. Offergeld in Köln a. Rh.)

„Ihr Haematogen hat in meiner Familie bei **Bleichsucht sehr gut gewirkt.**“
(Geheimrat Prof. Dr. Victor Meyer in Heidelberg.)

„Wie sehr ich mit Dr. Hommel's Haematogen zufrieden bin, dafür spricht wohl am besten, dass ich bereits ca. 30 Flaschen nicht nur an Frauen und Mädchen, sondern auch in zwei Fällen an Männer ordiniert habe. Bei einem betraf es einen 74jährigen Greis mit stark reduzierten Kräften, bei dem andern Fall einen 37jährigen, durch Alkohol- und Tabak-Abusus in seinem ganzen Organismus destruierten, verheirateten Kaufmann. **Erfolg bezüglich der Reorganisation des Blutes und der dadurch bedingten Kräftezunahme war in allen Fällen ein auffallender.**“
(Dr. Joh. Müller, Spezialarzt für Frauenkrankheiten in Würzburg.)

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass Ihr Haematogen **speziell bei Lungenschwindsüchtigen von ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge** war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus meiner vollen Ueberzeugung stammt.“
(Sanitätsrat Dr. Nicolai in Greussen, Thüringen.)

„Die **extremste Blässe** der Kinder verwandelt sich in ein **gesundes, bleibendes, blühendes Rot**, vorausgesetzt, dass kein schweres Grundleiden vorhanden ist.“
(Dr. Mansbach in Karlsruhe, Baden.)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich zahlreiche Versuche angestellt und kann mit gutem Gewissen bestätigen, dass kein einziges als Tonicum angewendetes Arzneimittel sich so gut und sicher bewährt hat, wie Ihr Präparat. **Ich kenne kein Arzneimittel, das z. B. bei Kindern mit anämischen Zuständen, mit Rhachitis und überhaupt bei in ihrer physischen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern so wohlthuend und roborierend wirkt, wie Hommel's Haematogen.** Ebenso vorteilhaft wirkt es bei jungen Mädchen in den Jahren der Entwicklung, um der so gefürchteten Chlorose vorzubeugen.“
(Dr. Friedlaender in Skole, Galizien.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervenstärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Kollegen auf's wärmste empfehlen.**“
(Professor Dr. Gerland in Blackburn, England.)

„Jahrelang habe ich sowohl bei primären und sekundären Anämien, bei Rhachitis, Scrophulose, Nervenschwäche, als auch bei der Rekonvaleszenz erschöpfender Krankheiten die verschiedensten entsprechenden Heilmittel, die in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Therapie aufgetaucht sind, in Anwendung gezogen und habe sowohl die Vorzüge, als auch die ihnen anhaftenden Uebelstände gründlich studiert. Auf Grund dieser vergleichenden Untersuchungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass **Ihr schönes Hämoglobin-Präparat unbedingt an die Spitze der diesbezüglichen Heilmittel zu stellen ist.** Ich verfüge jetzt schon über eine ansehnliche Kasuistik — und zwar mehr als 80 Fälle — welche den deutlichsten Beweis dafür liefert, dass Dr. Hommel's Haematogen, dessen Wirkung ich durch eingehende klinisch-experimentelle Untersuchungen ermittelt habe (Blutanalyse, Stoffwechselanalyse u. s. w.), den Vorzug vor anderen gleichartigen Heilmitteln verdient.“
(Professor Dr. Scognamiglio in Neapel.)

„Dr. Hommel's Haematogen wirkt bei allen Fällen von **Blutarmut prompt und gut.**“
(Prof. Dr. Weber, Direktor der kgl. med. Universitätsklinik in Halle a. S.)

Preis per Flasche (250 gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** (verzollt).

Dépôts in allen Apotheken.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceutisches Laboratorium, Hanau a. M.